

SPIEL DER WELT

DAS FUSSBALL-HEFT





Wissen, was man will



Schlichte Parolen und einfache Wahrheiten hörst du jeden Tag. Wer nicht alles glauben will, braucht fundierte Standpunkte. Auf www.bpb.de holst du dir das politische Wissen zu den Themen, die dich angehen. Von A wie Arbeitsmarkt bis Z wie Zuwanderung.

www.bpb.de ist die Internet-Adresse für alle, die mehr Wissen wollen. Zum Beispiel über das politische System und die Geschichte Deutschlands. Die Rubrik „Themen“ bietet übersichtliche Schwerpunkte mit vielen Publikationen und Materialien zu allen Politikfeldern.



- **Einsichten gewinnen** – die „Informationen zur politischen Bildung“ und viele andere Publikationen zum online Lesen oder Herunterladen
- **Begriffe nachschlagen** – mit den politischen Online-Lexika auf www.bpb.de
- **Ansichten verstehen** – die Video-Interviews mit Experten und Zeitzeugen
- **Wissen bestellen** – Bücher, Magazine und CD-ROMs über den Online-Shop nach Hause liefern lassen
- **Pläne schmieden** – der Veranstaltungskalender und die Rubrik „Veranstaltungen“ mit Aktionen und Festivals rund um Politik und Gesellschaft

www.bpb.de

Politisches Wissen im Internet



Editorial

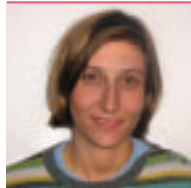
Fußball ist ein globales Phänomen. Ein radikales Medium, wie sonst nur Geld, Gott und wenig anderes. Fußball begeistert Menschen jeglichen Alters und jeglicher Herkunft. Gekickt wird in den Andenausläufern von Ecuador ebenso wie im niederländischen Flachland. Über Fußball werden heute Megamarken bestimmt, das Spiel wird immer wieder, z.B. bei Weltmeisterschaften, ein ökonomischer Machtfaktor und bekommt enorme mediale Bedeutung. Das Geschehen im Stadion wird zum emotionsgeladenen Massenerlebnis, das Gemeinschaftsgefühl stiftet oder auch Gewalttätigkeiten eine Plattform gibt. Dieser Sport schreibt Geschichten und macht mitunter auch Geschichte, wie 1954, als die Weltmeisterschaft für (West-)Deutschland zu einem Gründungsmythos wurde. Deshalb fragt *fluter* im WM-Jahr: Warum ist Fußball so wichtig? Wie wurde Fußball zum Weltsport des 20. und 21. Jahrhunderts?

fluter berichtet aus den Ländern unserer WM-Gegner in der Vorrunde, aus Costa Rica, Ecuador und Polen. *fluter* spricht mit der erfolgreichsten deutschen Spielerin, Birgit Prinz. Und wir fühlen der scheinbar allmächtigen Fifa satirisch auf den Zahn.

Dass Fußball heute eine immense gesellschaftliche Bedeutung hat, ist leicht zu sehen und zu hören. Warum das so ist und was das über unsere Gesellschaft sagt, ist schon schwerer zu fassen. Aber einen Versuch wert. Mit dem ersten Heft in diesem Jahr haben wir *fluter* einen neuen Schriftzug gegeben und ab Mai wird auch die Website *fluter.de* runderneuert – damit *fluter* noch besser aufgestellt ist.

Thorsten Schilling

- 4 **Platzwahl:** Fußball, heißt es, ist die schönste Nebensache der Welt. *fluter* hat nachgeschaut.
- 6 **Nachspielzeit:** Der ecuadorianische Schiedsrichter Byron Moreno.
- 9 **Abseitsposition:** Emmanuel Olisadebe war mal Polens Torjägerhoffnung.
- 10 **Wechselabsicht:** Johnny Sandino lebt in Costa Rica und hat eine Zukunft – dank „Fútbol por la vida“.
- 14 **Personalfrage:** Warum Juden manchmal gar keine Juden sind.
- 16 **Sportlerherz:** Neun Liebeserklärungen an den Fußball.
- 20 **Mengenlehre:** Was im Stadion geschieht und warum es weniger Spaß macht, Fußball allein zu schauen. Interview mit Joachim Hohl.
- 23 **Verwarnung:** Manche Leute sind im Stadion einfach fehl am Platz.
- 24 **Wurzelbehandlung:** Das Wunder von Bern: ein Mythos?
- 26 **Zeitlupe:** Von China bis ins Deutsche Kaiserreich – die Geschichte des Fußballsports.
- 28 **Spielmacher:** Die Münchner Initiative „bunt kickt gut“.
- 30 **Ausgleichstreffer:** Interview mit Birgit Prinz, der Weltfußballerin.
- 34 **Verbandsmaterial:** Die Fifa und die Vergabe der WM.
- 38 **Ehrentreffer:** Manchmal denken Fußballer über die 90 Minuten hinaus.
- 40 **Spielvereinigung:** Interview mit Franklin Foer über einen Sport als Beispiel für das Funktionieren der Globalisierung.
- 43 **Impressum**
- 44 **Fanprojekt:** Was machen eigentlich Ultras?
- 44 **Werbebande:** Der Marketingwahn im WM-Jahr.
- 46 **Austragungsorte:** Wenn Fußball zur Politik wird. Und umgekehrt.
- 50 **Ehrenrunde:** Gewinnspiel.



Caroline von Lowtzow, 28, interessiert sich nur dann für Fußball, wenn die Europa- oder die Weltmeisterschaften stattfinden. Als sie hörte, dass sich Fans der Tottenham Hotspur für Juden halten und feiern, obwohl sie keine sind, fand sie das trotzdem sofort spannend genug, um sich mit dem Sport zu beschäftigen. Ihr Weltmeistertipp 2006: Portugal. >>Seite 14



Christoph Leischwitz, 33, war Kuttenträger. Seit 17 Jahren steht er, sooft es geht, in der Südkurve und feuert den FC Bayern an, früher mit Schals und unzähligen Aufnähern auf der Jacke. Die neue Fußball-Arena in München gefällt ihm nicht, weil sie zu viele Eventtouristen anlockt und echte Fans vernachlässigt werden. Mit beiden Gruppen hat er sich für *fluter* beschäftigt. Sein Finaltipp 2006: Brasilien–Italien. >> Seite 23, 44

Hauptsache Nebensache

König Fußball beherrscht ein Weltreich.
Oder nicht? Eine Rundreise.

Text: Daniel Erk, Michael Brake
Illustrationen: Florian Gmach



LIBANON

Wie fast alles im Libanon ist auch der Fußball in dem kleinen, von unzähligen Volksgruppen und Religionen bevölkerten Land eng mit Politik und Glauben verbunden. Das heißt: Man ist immer Fan der Mannschaft, die die eigene Volksgruppe repräsentiert. Schiiten, Sunniten, Christen – alle haben „ihre“ Teams, die in der libanesischen Profiligena gegeneinander spielen. Das gemeinsame Spiel ist hingegen weiterhin von geringem Erfolg gekrönt, die Libanesen identifizieren sich bei Weltmeisterschaften notgedrungen mit erfolgreicher Teams. Anlässlich des WM-Finales 2002 war Beirut, die Hauptstadt des Libanon, deshalb wie so oft gespalten: Wer für Deutschland und wer für Brasilien war, entschied sich allerdings nicht nach der Religion, sondern allein nach Sympathien.

PAKISTAN

Der Fußball kommt aus Pakistan. Rund 80 Prozent der weltweiten Ballproduktion findet in dem südasiatischen Land statt, ein nicht unbedeutender Anteil durch Kinder. Ansonsten spielt Fußball in Pakistan kaum eine Rolle, trotz allgemein großer Sportbegeisterung. Die Mittel- und Oberschicht begeistert sich für Hockey und Polo, bei den einfachen Leuten ist Kite beliebt, ein recht aggressives Drachensteigen. Und natürlich das von den englischen Kolonialherren eingeführte Cricket: An jeder Straßenecke spielen Kinder den Nationalsport, notfalls mithilfe von Backsteinen, Stöcken und, auch hier, selbst genähten Bällen.



NICARAGUA

Wie in mehreren Ländern Mittelamerikas ist in Nicaragua nicht Fußball, sondern Béisbol der unumstrittene Nationalsport – in den Siebzigern wurde in Nicaragua sogar zweimal die Baseball-WM ausgetragen. Auch heute hat jedes Kind einen selbst gebauten Schläger, jedes Dorf einen Béisbol-Platz, jede Region ihre eigene, kleine Liga. Falls jemand Fußball spielen will, muss er folglich auf das Béisbol-Feld ausweichen und den zentral gelegenen Werferhügel als Hindernis beim Dribbeln in Kauf nehmen. Dementsprechend schwach ist auch die Nationalmannschaft. Erst seit 1994 nimmt sie überhaupt an den Qualifikationsspielen zur WM teil und holte bei vier Anläufen gerade mal einen einzigen Punkt: 2004 beim 2:2 Unentschieden gegen die Insel St. Vincent / Grenadinen.



KENIA



Nairobi, die kenianische Hauptstadt, ist gespalten: Im Westen leben die Reichen, darunter die Weißen, in bewachten Straßen und Villen, im Osten die Armen in den Slums und auf den Müllkippen. Wohl am schlimmsten sind die

Verhältnisse in Mathare, hier reicht der Müll bis auf das kleine Feld der Mathare Youth Sports Association (MYSA), die vor 17 Jahren gegründet wurde, um den Kindern eine Alternative zum Betteln, Klebstoffschnüffeln und zur allgegenwärtigen Kriminalität zu bieten. Heute spielen mehr als 15000 Kinder und Jugendliche in den 1050 Sportclubs der MYSA, fünf von ihnen haben es bis in die kenianische Nationalmannschaft gebracht. Wenn diese gewinnt, was nicht sonderlich häufig der Fall ist, dann jubeln auch die Reichen – drüben, im Westen Nairobis.

KANADA

Der kanadische Fußball blickt auf eine lange Geschichte zurück – lange zurückblicken muss man auch, um kanadische Erfolge zu finden. Der höchste Sieg der kanadischen Nationalmannschaft datiert aus dem Jahre 1904, als die USA mit 7:0 geschlagen wurden, der letzte Erfolg war die Teilnahme an der WM 1986. Heute spielt Fußball maximal eine Nebenrolle, Kanada ist fest in der Hand des Eishockeys und die Fußballnationalmannschaft leidet unter ihrer Erfolglosigkeit und dem Desinteresse der Kanadier. Dennoch werden internationale Turniere verfolgt. Dann schlägt das Herz der sonst sehr patri-



otischen Kanadier für ihre europäischen Abstammungsländer, wie etwa bei der Europameisterschaft 2004, als man in den Straßen Torontos zahlreiche portugiesische und griechische Flaggen sah.

CHILE

Egal, ob auf der Straße, am Strand oder im Fernsehen: Fußball ist in Chile die Sportart, die Arm und Reich, Alt und Jung begeistert. Für den größten Erfolg der Landesauswahl der letzten Jahre blieb fast das ganze Land auf, um den Anpfiff um vier Uhr nachts mitzuverfolgen: Chile hatte das Endspiel bei den im Fußball unbedeutenden Olympischen Spielen in Sydney erreicht. In der chilenischen Profiligen dominieren seit Jahren zwei Vereine: Colo Colo und Universidad de Chile. Beide kommen, wie fast alle Clubs, aus Santiago de Chile, aber ihre Rivalität hat eine besondere Note. Während Universidad de Chile als Zentrum der Lin-



ken gilt, hatte Colo Colo zeitweise einen ganz besonderen Präsidenten: den faschistischen Diktator Pinochet.

TRINIDAD & TOBAGO

Fußball fristete auf Trinidad & Tobago bisher ein eher unaufgeregtes Dasein. Die Ligaspiele waren mäßig besucht, Cricket begeistert die Massen. Seit der erfolgreichen Qualifikation für die WM 2006, der ersten für die Soca Warriors überhaupt, ist das ein bisschen anders. Am 19. November 2005, dem Tag des entscheidenden Spiels in Bahrain, unterbrach das Parlament seine Sitzung, Tausende waren schon mittags auf den Straßen und in den Kneipen und der Premierminister rief den nächsten Tag zum Feiertag aus. Plötzlich gab es keinen Zwist mehr zwischen den Einwohnern der beiden Inseln, zwischen den Hindus und Christen, zwischen Arm und Reich – und auf einmal wurden von den überwiegend schwarzen Anhängern auch die wenigen weißen Nationalspieler bejubelt.



SÜDAFRIKA

Orlando Pirates oder Kaizer Chiefs? Südafrikanische Fußballfans müssen sich mit dem Herzen entscheiden, denn oberflächlich sind die Unterschiede marginal: Beide Teams kommen aus Soweto, einem südwestlichen Vorort von Johannesburg. Beide Clubs spielen im selben Stadion und sowohl Pirates als auch Chiefs waren während der Apartheid Clubs der unterdrückten Schwarzen. Überhaupt: Fußball ist in Südafrika eher der Sport der Schwarzen und der Townships, die weiße Minderheit spielt traditionell Cricket und Rugby. Mit dem Ende der Apartheid endete auch die Sperre der Fifa für Südafrika und damit die lange Dürre im südafrikanischen Fußball. 1996 gewann die Bafana Bafana („die Jungs“) die Afrikameisterschaft, 1998 in Frankreich gab Südafrika sein WM-Debüt. Momentan sorgen zwar die verpasste Qualifikation für die WM 2006 und diverse Skandale für eine Krise, aber das wird 2010, wenn in Südafrika die erste WM des Kontinents ausgetragen wird, vergessen sein.



NEUSEELAND

Gegen Rugby, Segeln, Tennis und Cricket hat Fußball in Neuseeland keine Chance. Fußball ist eine absolute Randsportart, die Nationalmannschaft zieht selbst gegen die schwachen Gegner der Australien/Ozeanien-Qualifikationsgruppe den Kürzeren, zuletzt gegen die Salomon-Inseln. Wenn Fußball gespielt wird, dann allein zum Spaß und meist ohne größere technische Finessen. Nur im Fernsehen hat Fußball einen gewissen Stellenwert: Dank der Zeitumstellung kann man die Spiele der englischen Liga am Sonntagmorgen live ansehen – als sehr frühes Frühstücksfernsehen.

☞ Auf www.fluter.de: Noch mehr Länder und der Stellenwert des Fußballs dort.

Byron Moreno bei der Seitenwahl des Spiels, das ihn berühmt und berüchtigt machen sollte: WM 2002, Italien gegen Südkorea.



Verhöhnt, ausgepiffen, bespuckt.

sich in der komischen Gestalt dieses Schiedsrichters die ganze wundersame Begeisterung der Ecuadorianer für ihren Sport, den Fußball. Byron Moreno nämlich war lange Jahre Ecuadors Stolz. Immer war er der Jüngste und immer der Beste. Als Jugendlicher schon piffte er Partien der Liga Bellavista, der Amateurliga der Stadtviertel des Landes, mit 18 war er jüngster Schiedsrichter Ecuadors, mit 23 leitete er Spiele der Ersten Liga. Als er 26 wurde, beschlossen FEF und Fifa, dass Byron Moreno von nun an auch Länderspiele pfeifen dürfe. Sein Ruf war makellos und furchtbar zugleich. In einem Land wie Ecuador, in dem Fußball mit unerhörter Leidenschaft gespielt wird, in dem die meisten Spieler einen ebenso zärtlichen wie brutalen Spitznamen bekommen – so wird der Stürmer Darwin Caicedo „La Metralleta“ genannt, die Maschinenpistole –, in einem derartigen Land hatte es Moreno als Schiedsrichter zu einem eigenen Ehrennamen gebracht: Sie nennen ihn „El Justiciero“ – der Gerechtigkeitsliebende. Keinen gibt es, der die Regeln besser kennt und strikter auslegt als Byron Moreno. „Ich kämpfe für das saubere Spiel“, pflegt er zu sagen, so pfeift er auch – die kleinste Regelwidrigkeit wird geahndet. 1998, in der Begegnung zwischen einer mexikanischen und einer brasilianischen Mannschaft, stellt Moreno sechs Spieler vom Platz. Den Aufruhr darüber versteht er nicht. In Ecuador hatte er schon einmal sieben Spieler des Feldes verwiesen, Rekord, worauf er erklärte: „Sie ließen mir keine andere Wahl.“ Ecuadors Sportjournalisten machen sich bald einen Spaß daraus, Statistiken über Morenos rote Karten zu führen, in seiner besten Saison kommen sie auf 1,08 Stück pro Spiel. Gleichzeitig wählen sie ihn regelmäßig zum besten Schiedsrichter des Landes. Er ist mit seiner strikten Liebe zu den Regeln der Gegenpol zu der zügellosen Liebe zum Fußball in seinem Land, die Spieler wie Fans oft ohne Rücksicht handeln lässt. Das bringt ihm so viele Freunde wie Feinde. Vor allem aber macht es ihn zum Star. Als im Januar 2002 bekannt gegeben wird, dass Moreno als zweiter Ecuadorianer in der Geschichte bei einer WM pfeifen

werde, werden seine Freudentränen über die Nominierung zur Schlagzeile gemacht. „Ein Traum geht in Erfüllung“, sagt Moreno und erklärt, seine Nominierung sei ein Beweis dafür, dass der Fußball und das Schiedsrichterwesen Ecuadors eine neue Qualität erreicht haben. Doch als Moreno von der WM zurückkehrt, von ganz Italien gehasst und der Welt verdächtigt, erwartet ihn ein gespaltenes Land: Die eine Hälfte verteidigt ihn weiter als den Gerechten und schreibt unzählige Briefe, er solle bitte nur nicht aufhören; die andere Hälfte klagt ihn als Betrüger an und verfolgt begierig, wie die Medien von vielen Anrufen Morenos am Tag des Achtelfinales und danach von einem neuen Haus und einem neuen Auto berichten. Moreno versucht sich zu verteidigen; er gibt Interviews und sagt, das Auto sei ein Opel, das Haus zur Miete und sein Gewissen rein, aber es hilft nichts: Er hat seine Aura des Gerechtesten der Gerechten unter den Schiedsrichtern verloren. Seine Feinde warten nur noch auf einen Fehler. Am 8. September 2002 ist es so weit. Morenos Schlusspfeiff in der 102. Minute des Spiels zwischen Quito und Guayaquil wird auch zum Schlusspfeiff seiner Karriere. Zwar erbringt die Untersuchung des ecuadorianischen Verbandes keine Beweise für Betrug, auch darf Moreno nach der Sperre von zwanzig Spielen wieder pfeifen, doch es ist vorbei – egal, wie er nun in einem Spiel entscheidet, am Ende wird er immer ausgepiffen, bespuckt, verhöhnt. Er steht allein. Sechs Monate hält er aus. Dann gibt er seinen Rücktritt bekannt. „Ich glaube an einen sauberen Fußball“, sagt er, „und ich werde bis zu dem Tag, an dem ich sterbe, ein Schiedsrichter bleiben.“ Er meint es ernst. Byron Moreno arbeitet inzwischen als Kommentator für den Sender Telesistema und beurteilt dabei Schiedsrichterentscheidungen. Bis heute pfeift er ehrenamtlich Spiele der Liga Bellavista, der Amateurliga der ecuadorianischen Stadtviertel. Sein letztes

großes Spiel war die Meisterschaft der „Barrios“, am 8. Januar 2006, 25K Arabia Guayas gewann 5:3 gegen Aguarico Jr. Su-cumbíos. Byron Moreno verteilte acht gelbe Karten. ●

ECUADOR – DEUTSCHLAND



20. Juni, 16 Uhr, Berlin



DER GERECHTE

In Ecuador ist der Schiedsrichter Byron Moreno bekannt wie ein bunter Hund.
In Italien hasst man ihn einfach.

Text: Roland Schulz

Als der Erste aus den Katakomben trat, stiegen Leuchtraketen in den Himmel, verfolgt von funkensprühenden Kugeln und heulenden Wirbeln, mit einem Schlag standen im Norden wie im Süden die Fankurven in Flammen. Die Fans hatten bengalisches Feuer gezündet und Donnerschläge, sie schossen mit Signalmunition, bis sie nur mehr Qualm atmeten. Als der letzte Spieler aus den Katakomben kam, ließen sie dutzende Rollen Klopapier auf das Spielfeld regnen, die kometengleich mit wehendem Schweif auf dem Rasen aufschlugen. Alles war wie immer. Wie jeden Sonntag bei Heimspielen im „Estadio Casa Blanca“, der Festung von Liga Deportiva Universitaria Quito. Der Schiedsrichter piffte, das Spiel begann. Als es endete, war alles anders. Es waren 112 oder 102 oder 90 Minuten vergangen, hier kommt es wie bei der Bewertung des ganzen Geschehens auf den Standpunkt des Betrachters an. Sicher ist nur dreierlei: dass der Schiedsrichter an diesem 8. September 2002 Byron Moreno hieß, so berühmt wie berüchtigt für seinen Auftritt während der Weltmeisterschaft drei Monate zuvor, als er das Achtelfinale zwischen Italien und Südkorea leitete, das Italien umstritten verlor; dass sich außerdem an diesem Sonntag Morenos Leben wandelte und dass Liga Quito dieses Spiel gegen Barcelona Guayaquil 4:3 gewann, durch ein Tor keine zwei Minuten vor dem Schlusspfeiff. Es war der Höhepunkt einer Geschichte, wie sie der Fußball Ecuadors noch nicht gesehen hatte.

Von 112 Minuten Spielzeit sprechen nach der Partie die Zeitungen der Küstenregion Ecuadors, die lauthals ihre Wut über die Niederlage ihrer Mannschaft und vor allem über den Schiedsrichter in die Welt schreien. Dieser Herr, so zitieren sie den Vereinspräsidenten von Barcelona Guayaquil, sei ein Betrüger, der nichts weniger als einen Mordanschlag auf den ecuadorianischen Fußball verübt habe, denn dieser Herr habe gegen alle Regeln 112 Minuten spielen lassen – genau so lange, bis Liga Quito, in der regulären Spielzeit noch 2:3 im Rückstand, zwei Tore geschossen hatte. Was für ein Zufall, höhnt der Präsident Guayaquils, dass dieser Herr sich gerade jetzt unter dem Slogan „Rote Karte für die Korruption“ um eine Sitz im Stadtparlament von Quito bewerbe. Der Vereinspräsident Leonardo Bohrer ist so in

Rage, dass er nicht merkt, dass er einen Fehler begeht: Er spricht beständig davon, dass die Partie 112 Minuten gedauert habe. Es ist ihm egal. Er sagt, von diesem Tag an sei nichts mehr so, wie es einmal war im Fußball Ecuadors.

Von 102 Minuten Spielzeit und einem „dramatischen Triumph“ des Lokalmatadors berichten die Medien der Hauptstadt Quito, die mäßigend eingzugreifen bemüht sind. Nur kurz schildern sie die Ausschreitungen der „Hinchas“, der fanatischen Fans, die nach der Partie mit Wut im Bauch und Steinen in der Hand ungezählte Auto- und Fensterscheiben in Scherben schlugen. Umso mehr suchen sie den Verlauf der Partie zu erklären. Wie Guayaquil schon in der dritten Minute in Führung gegangen war. Wie das Spiel dann wild wurde. Wie Schiedsrichter Moreno seine Entscheidungen traf: zwei Elfmeter, für jede Mannschaft einen, zwei rote Karten, für jede Mannschaft eine, dazu ein wegen Handspiels annulliertes Tor von Liga Quito und schließlich jenes unglückselige Ende – in der 90. Minute signalisiert Byron Moreno sechs Minuten Nachspielzeit, doch spielen lässt er zwölf. In der 99. Minute schießt Liga den Ausgleich. In der 101. Minute den Siegtreffer. In der 102. pfeift Moreno ab. Er muss das Stadion unter Polizeischutz verlassen. Von 90 Minuten Spielzeit spricht Byron Moreno selbst. Er habe ein reines Gewissen, sagt er in einem Interview nach der Partie, denn er habe, wie stets, genau gemäß den Regeln gehandelt. Den Regeln nach dauere ein Fußballspiel immer 90 Minuten; eventuelle Verzögerungen während dieser Zeit seien direkt im Anschluss durch Nachspielzeit auszugleichen. Nichts anderes habe er gemacht, sagt Moreno, „ich habe mir nichts vorzuwerfen“. Dann kommt die Nachricht, dass der ecuadorianische Fußballverband FEF den Schiedsrichter für zwanzig Spiele sperrt und eine Untersuchung anstellt. Moreno zieht sich zurück. Er wartet.

Im Land ist derweil die Meinung der Öffentlichkeit wechselhaft. An einem Tag verhöhnt man Moreno, am nächsten wäscht man ihn rein, am dritten schließlich fordert man seinen Kopf – er gilt abwechselnd als Lichtgestalt oder als Witzfigur des ecuadorianischen Fußballs. Byron Moreno, ein Mann, dessen hängende Augenlider ihn träge und tölpelhaft wirken lassen, wird zu einem Sinnbild – es ist, als bündele

ENDE EINER HOFFNUNG

Emmanuel Olisadebe, Polens erster schwarzer Nationalspieler, sitzt nun auf der Tribüne.

Text: Raphael Honigstein

Den „traurigen Stürmer“ nennt man Emmanuel Olisadebe in seinem Heimatland, weil er nach Toren nur sehr dezent jubelt – für nigerianische Verhältnisse zumindest. Grund zur Freude gibt es für den 27-Jährigen zurzeit überhaupt wenig. Beim englischen Erstligisten FC Portsmouth, zu dem er im Winter von Panathinaikos Athen wechselte, sitzt er wegen anhaltender Knieprobleme zumeist auf der Tribüne. Sein großer Traum, mit Polen zur WM nach Deutschland zu fahren, ist in weite Ferne gerückt. Obwohl Nationaltrainer Pawel Janas nicht gerade ein Überangebot an Torjägern hat, muss Olisadebe das Turnier wohl vom Sofa aus verfolgen. Vor sechs Jahren sah alles ganz anders aus. Olisadebe, der aus der Stadt Warri in Südnigeria stammt, hatte Polonia Warschau mit seinen Treffern zur Meisterschaft geführt und war mit Abstand der beste Spieler in der „Ekstraklasa“. Der damalige Nationaltrainer Jerzy Engel hatte eine nahe liegende Idee: Olisadebe solle für Polen spielen. „Ich dachte, er macht einen Witz“, sagte der Angreifer, als er von Engels Gesuch erfuhr. „Aber letztendlich war die Entscheidung einfach. In Nigeria hatte man mich übersehen. Ich wollte Nationalspieler sein. Polen gab mir die Gelegenheit und ich nutzte sie.“ Staatspräsident Aleksander Kwasniewski nahm sich der Sache höchstpersönlich an. Nur einen Tag nachdem er den Antrag auf Einbürgerung eingereicht hatte, hielt Olisadebe den polnischen Pass in den Händen. In Polens Nationalelf war er der erste schwarze Spieler.

In Nigeria hieß man ihn einen Verräter, in Polen wurde er zum Nationalhelden. Mit sieben Toren in der WM-Qualifikation schoss er die Mannschaft quasi im Alleingang zur Weltmeisterschaft in

Japan und Südkorea. Seit 1986 hatte Polen an keiner WM mehr teilgenommen.

„Olisadebe wurde zur Lichtgestalt des polnischen Fußballs“, sagt der Fußballjournalist Martin Harasimowicz, „er versprach eine Rückkehr zu den glorreichen Zeiten der siebziger und achtziger Jahre, als Polen eine europäische Spitzenmannschaft war.“ Eine öffentliche Debatte über seine Einbürgerung fand praktisch nicht

statt. Das Land brauchte ihn dringend, er wollte Länderspiele machen; man sah das ganz pragmatisch. „Ich träume nicht mehr von Nigeria. Ich spiele für Polen“, sagte „Oli“. Damit war alles gesagt.

Selbst die in der polnischen Liga sehr umtriebigen Rasenbrüder brachte er mit seinen Toren zum Schweigen. Bei Polonia hatte man ihn oft angespuckt und mit Bananen beschmissen; sein nigerianischer Kollege Adeniyi Agbajule wurde nach einem Foul von einem Schiedsrichter gefragt, ob er aufstehen wolle oder lieber vorher eine Banane haben wollte. Als er das Nationaltrikot anzog, hörten die Schmähungen auf. Die Polen waren stolz, dass er für die Nationalmannschaft und Panathinaikos in der Champions League einen Treffer nach dem anderen erzielte.

Leider konnte Polen bei der WM 2002 die Hoffnungen der Qualifikation nicht einlösen. Olisadebe machte ein Tor, das reichte nicht, um das Aus nach der Vorrunde zu verhindern. Danach verletzte er sich immer wieder an den Knien und kam nur noch sporadisch zum Einsatz. Der Wechsel nach England

sollte das Glück noch einmal erzwingen, doch der Körper macht nicht mehr mit. Nigeria tritt nicht in Deutschland an. Olisadebe, der Pole aus Nigeria, auch nicht. Traurig.



DEUTSCHLAND – POLEN



14. Juni, 21 Uhr, Dortmund



DAS SPIEL DES LEBENS

Abhängen, rauchen, trinken: So sahen die Tage von Johnny Sandino aus. Jetzt spielt er Fußball und möchte Ingenieur werden. Zu verdanken hat er das einem ehrgeizigen Projekt in Costa Ricas Hauptstadt San José: „Fútbol por la vida“.

Text: Klaus Ehringfeld

Johnny Sandinos neues Leben begann im Sommer 2004. Ein Cousin hatte ihm von einer Fußballschule erzählt und ihn zum Training mitgenommen. „Ich war neugierig“, sagt Johnny, „und weil ich Fußball sehr mag, bin ich geblieben.“

Zwei- bis dreimal pro Woche tauscht der 15-Jährige nachmittags die Schuluniform gegen das Leibchen, auf dem ein stilisierter Fußball in Grün, Gelb, Rot und Blau gedruckt ist – das Logo von „Fútbol por la vida“ („Fußball für das Leben“). Auf dem Sportplatz von Alajuelita im armen Süden von San José, der Hauptstadt Costa Ricas, trainiert Johnny in einer gemischten Mannschaft das Zusammenspiel, den Abschluss, die Taktik. Die Trainerin unterbricht das Training immer wieder, um den etwa dreißig Kindern, die zwischen zehn und 15 Jahre alt sind, Tipps und Anweisungen zu geben. Am Spielfeldrand beobachtet Marvin Solano das Training. Der frühere Fußballprofi ist Cheftrainer des Fußballprojekts. Er ist zufrieden mit dem, was er sieht. „Bei uns gibt es mindestens zwei Mädchen und zehn Jungs, denen ich den Sprung in den Profifußball zutraue“, freut sich der 49-Jährige.

Dabei ist es weder Zweck noch Ziel von „Fútbol por la vida“, die Fußballstars von morgen zu finden. Es geht auch nicht darum, die Besten eines Jahrgangs oder eines Viertels zu entdecken. Denn anders als bei den Fußballakademien der costaricanischen Erstligacclubs, die monatlich bis zu 100 Euro kosten und streng nach Leistung sortieren, kann bei „Fútbol por la vida“ jeder kostenlos mitmachen. In Spielen gegen Mannschaften aus anderen Fußballschulen messen die Kinder zwar ihr Können, aber gewinnen müssen sie nicht. Die Sozialarbeiter stellen auch nicht die elf Besten auf, sondern achten darauf, dass alle spielen können. „Die einzige Voraussetzung ist, dass die Kinder aus schwierigen sozialen Verhältnissen kommen“, sagt Roy Arias. Der 33-jährige Sozialarbeiter ist der Koordinator des Projektes und hat eine einfache Formel für seine Arbeit: „Wir verbinden Fußball mit Sozialarbeit“, erklärt er. „Kinder aus Armenvierteln ohne Zukunftsperspektive haben bei uns die Möglichkeit zum Spielen und sie bekommen persönliche Unterstützung.“

Die Idee zu „Fútbol por la vida“ hatte vor drei Jahren ein deutscher Spielervermittler, der in Zentralamerika arbeitete. Er sah die vielen Kinder in den Elendsvierteln San Josés auf der Straße spielen, die barfuß oder in Badelatschen gegen Dosen oder alte Gummibälle traten. Mit dem Konzept einer Fußballschule für Kinder aus sozial schwachen Verhältnissen ging er zu „Brot für die Welt“, gemeinsam mit dem Bildungsinstitut der Lutherischen Kirche Costa Ricas entstand so das Projekt, das nicht nur Fußball lehrt, sondern rund 500 Mädchen und Jungen zwischen sieben und 18 Jahren auch Perspektiven für ihr Leben aufzeigt.

„Wir versuchen, ihr Selbstwertgefühl zu steigern, und bieten ihnen Gespräche zu Themen wie Drogen und Sexualität an“, erzählt Sozialarbeiter Arias. Die Kinder üben, den Ball zu stoppen und mit dem Außenrist zu passen, und nebenbei sollen sie lernen, was es heißt, tolerant und solidarisch zu sein. Daher arbeiten neben den sechs hauptamtlichen Fußballtrainern auch zwei Psychologen und zwei Sozialarbeiter für „Fútbol por la vida“. Auch sie sind regelmäßig beim Training dabei. Für viele Kinder ist das Projekt zur Ersatzfamilie geworden, hier können sie ihre schulischen und persönlichen Probleme besprechen. Fußball sei der beste Schlüssel, um Kinder für andere Themen zu sensibilisieren und ihr Vertrauen zu gewinnen, erklärt Melvin Jiménez, Präsident der Lutherischen Kirche Costa Ricas und Mitbegründer des Programms: „Fußball ist wie das Leben. Du verlierst, du streitest und freust dich und du trägst Konflikte aus. Manchmal musst du dich geschlagen geben und manchmal gehst du als Sieger vom Platz. Auf dem Spielfeld lernst du alles, was du später einmal brauchst.“

Neunzig Prozent der Kinder wachsen in Elternhäusern auf, in denen das Leben von Armut, Alkohol und Arbeitslosigkeit bestimmt wird. Die Sozialarbeiter reden mit ihnen darüber, wie gefährlich es ist, Drogen zu nehmen; sie versuchen, die Kinder von einer kriminellen Karriere abzuhalten. Denn oftmals gleicht das Leben der Kinder dem ihrer Eltern, sagt Arias: „Viele brechen die Schule ab, manche werden



Stadtansicht von San José,
der Hauptstadt Costa Ricas.



Johnny bei seiner Großmutter, umringt von Neffen, Nichten, Cousinen und Cousins.

Johnny Sandino – nachmittags tauscht er die Schuluniform gegen das Leibchen von Fútbol por la vida.



Vor dem Trainingsspiel.



kriminell und fast jedes unserer Kinder hat schon Erfahrungen mit Marihuana, Crack oder anderen Drogen.“ Durch das gemeinsame Training und die Möglichkeit zu reden sei schon viel erreicht: Die Kinder merken schnell, wenn jemand ihre Sorgen und Ängste ernst nimmt. Und sie wissen es zu schätzen.

So wie Johnny. Arias kann sich noch erinnern, wie der schwarzhaarige Junge anfangs rauchend und angetrunken zum Training kam – eine Zeit, an die der Junge nicht gern erinnert werden will. „Früher habe ich den ganzen Tag rumgegammelt“, ist das einzige, was er dazu sagen möchte. Das hat sich geändert: Nach der Schule geht Johnny nach Hause und macht seine Aufgaben. Dann kommt er zum Fußball. „Er hat den Sprung geschafft“, sagt Arias. Seit einem Jahr geht Johnny auf die weiterführende Schule. Er hat sein altes Viertel verlassen und wohnt nun bei einer Patentante, nicht weit entfernt von „Fútbol por la vida“. Anschließend möchte er einen der Vorbereitungskurse für das Abitur machen, um studieren zu können. Nach Tejarcillos, in seine alte Welt, kehrt der Junge nur zurück, wenn er seine Großmutter besucht, bei der er 14 Jahre lang gelebt hat.

Maria Auxiliadora García hat für ihren Enkel kalte Limonade vorbereitet und zieht noch schnell den Schonbezug auf dem Sofa glatt. Zwischen Johnny und seine Oma drängeln sich Nichten, Neffen, Cousinen und Cousins. In drei Zimmern leben elf Menschen auf dreißig Quadratmetern. Das Wohnzimmer, wo der schuhkartongroße Fernseher den ganzen Tag läuft, dient zugleich als Küche. Tejarcillos liegt am südlichen Rand von San José und ist eines der ärmsten Viertel der Stadt. Jahrelang war es Ziel verarmter Kleinbauern, denen ihr kleines Feld kein Auskommen mehr ermöglichte und die deshalb ihr Glück in der Stadt suchten. Heute kommen vor allem Einwanderer aus dem benachbarten Nicaragua hierher. Für fast alle ist das Viertel Endstation der Träume von einem besseren Leben. Die Arbeitslosigkeit ist hoch, die meisten Menschen leben vom Straßenverkauf: Einige bieten Orangen oder Süßigkeiten an – andere Drogen. Früher gab es in Tejarcillos nur Behausungen aus Wellblech und Karton an

unbefestigten Wegen. Inzwischen hat der Staat zumindest an manchen Stellen kleine, grün und gelb gestrichene Einheitshäuser gebaut und Straßen angelegt. Auch Johnnys Großmutter Maria konnte vor gut einem Jahr die alte Blechhütte gegen ein festes Dach über dem Kopf eintauschen.

Als Johnny ein Jahr alt war, siedelte seine Familie aus dem bettelarmen Nicaragua in das vergleichsweise wohlhabende Costa Rica um. Das zentralamerikanische Land, etwa so groß wie Niedersachsen, ist eine Ausnahme auf der schmalen Landbrücke zwischen Nord- und Südamerika. Während man mit Nicaragua, El Salvador und Guatemala vor allem Bürgerkrieg, Bandenkriminalität und Armut verbindet, hat sich Costa Rica in den vergangenen fünfzig Jahren den Ruf eines wirtschaftlich stabilen und demokratischen Landes erarbeitet, das in vieler Hinsicht an einen europäischen Wohlfahrtsstaat erinnert. Seit dem 19. Jahrhundert besteht Schulpflicht, was die Analphabetenrate unter fünf Prozent gedrückt hat. 1948 schaffte die Regierung die Armee ab und investierte das Geld in Bildung, staatliche Fürsorge und die Schaffung einer Reihe von Staatsmonopolen im Dienstleistungs- und Versorgungssektor. Seither sind Energie, Telekommunikation, Versicherung, die einzige Erdölraffinerie und große Teile des Bankensystems sowie der Alters- und Krankenvorsorge in den Händen des Staates. In Costa Rica genießen die staatlichen Universitäten einen besseren Ruf als die privaten – eine absolute Ausnahme für Lateinamerika. Nahezu überall fließt trinkbares Wasser aus den Hänen und in fast jedem Winkel gibt es ein Telefonhäuschen. Zudem schuf der Staat in den vergangenen Jahrzehnten ein dichtes soziales Netz, das mit zu dem bescheidenen Wohlstand beitrug, der Costa Rica den Beinamen „Schweiz Zentralamerikas“ eingetragen hat. Nur jeder fünfte Costa Ricaner lebt in Armut, während sonst in Lateinamerika fast jeder Zweite nicht genügend zu essen und weder Strom noch fließendes Wasser in seiner Behausung hat.

Bei einem Spaziergang durch Tejarcillos erzählt Johnny von seinem früheren Leben. „Ich war von sieben bis zehn Uhr vormittags in der

Training bei „Fútbol por la vida“.



Johnny in seinem alten Viertel Tejarcillos, hier hat er 14 Jahre gelebt.

Schule, bin nach Hause, habe was gegessen und bin raus auf die Straße. Bis spätabends.“ Der Tagesablauf war immer gleich: abhängen, rauchen und trinken. „Manchmal haben wir Mango- und Apfelbäume geplündert und Vögel gejagt“, sagt er. Seinen Vater hat Johnny nie kennen gelernt, seine Mutter war schwer krank und nicht in der Lage, sich um ihren einzigen Sohn zu kümmern, daher nahm ihn seine Großmutter auf.

Der Spaziergang führt über Schotterwege und enge unbefestigte Gasen, vorbei an brennenden Müllbergen und Abwasserrohren: „Hier an dieser Ecke verkaufen sie Drogen“, erzählt Johnny. Marihuana kostet umgerechnet einen Euro, ein Stückchen Crack ist schon für 75 Cent zu haben. „Die große Mehrheit meiner Freunde hat Rauschgift genommen, ich habe nur getrunken“, gibt Johnny zu. „Da, wo ich heute wohne, gibt es keine Drogen.“ Und Kriminalität? „Klar“, sagt der 15-Jährige. „Viele meiner Freunde finanzieren sich mit kleinen Diebstählen und Überfällen.“

Der Rundgang endet auf einer Anhöhe, dem höchsten Punkt von Tejarcillos. Von hier aus überblickt man das ganze Viertel. Dicht an dicht stehen die Wellblechhütten. Rund tausend Familien leben auf der Fläche weniger Fußballfelder zusammen. Und in jeder Hütte wohnen zwischen acht und zehn Menschen. Weiter hinten sieht man die besseren Viertel San Josés mit ihren Villen, Hochhäusern und Parks. Sie scheinen weit entfernt, hier in Tejarcillos. „Wäre ich nicht von hier, ich würde hier nicht nachts allein durch die Straßen gehen“, sagt Johnny.

Mehr als zwei Jahre nachdem die Schule ihre Tore geöffnet hat, steigt die Nachfrage täglich. Vertreter aus Armenvierteln San Josés, in denen „Fútbol por la vida“ nicht präsent ist, bitten darum, einbezogen zu werden. Auch aus anderen Städten des Landes kommen Anfragen. Doch das Geld reicht nicht aus. „Wir versuchen, niemanden

abzuweisen, aber wir stoßen an unsere Grenzen“, sagt Melvin Jiménez. Das Projekt besitzt keine eigenen Plätze, für die Trainingsstunden werden Anlagen von den Gemeinden, von Schulen oder Firmen angemietet; die sechs Trainer sind schon sechs Tage die Woche im Einsatz, um in drei verschiedenen Stadtteilen Kinder trainieren zu können.

Das Projekt hat so großen Erfolg, weil Fußball in Costa Rica die absolut wichtigste Sportart ist. Während sich in anderen Ländern Zentralamerikas der starke Einfluss der USA auch dadurch bemerkbar macht, dass mehr Baseball gespielt wird, huldigen die „Ticos“, wie sich die Costa Ricaner selbst nennen, dem Fußball. Wenn die Nationalmannschaft spielt, kommen die Geschäfte im Land zum Erliegen und die Menschen versammeln sich vor dem Fernseher. Für die Fußballweltmeisterschaft werden in vielen Städten und Dörfern des Landes große Leinwände montiert, damit alle das Eröffnungsspiel gegen Deutschland am 9. Juni und die anderen Spiele der Nationalmannschaft verfolgen können. Für die Costa Ricaner ist es eine besondere Ehre, dass ihre Mannschaft die Weltmeisterschaft eröffnen wird. Beim Anstoß wird es in San José es elf Uhr vormittags sein. Nach dem Spiel wird in ganz Costa Rica nur noch gefeiert oder getrauert werden, je nachdem. Fest steht, dass an diesem Tag Schule und Arbeit Nebensache sein werden.

Johnny Sandino wird sich das Eröffnungsspiel natürlich auch anschauen, wo, das weiß er noch nicht. Er träumt davon, später selbst einmal im Mittelfeld der Nationalmannschaft zu stehen. „Wenn das nicht klappt, werde ich Ingenieur“, sagt er. In naher Zukunft zählt etwas anderes: „Wir werden Deutschland schlagen.“ ●

DEUTSCHLAND – COSTA RICA

9. Juni, 18 Uhr, München

👉 Auf www.fluter.de: Das Straßenfußballprojekt „Defensores del Chaco“ bereichert das Leben von 1200 Kindern in Argentinien.



Wortgefechte

Die Fans des Londoner Vereins Tottenham Hotspur bekommen in anderen Stadien zischende Gasgeräusche zu hören und feiern Jürgen Klinsmann als Juden. Alles ganz normal. *Text: Caroline von Lowtzow*

„Yiddos! Yiddos! Does your Rabbi, does your Rabbi, does your Rabbi know you're here?“, brüllten Arsenal-Fans den Fans des Lokalrivalen Tottenham Hotspur entgegen, um sie zu provozieren. Es war der 3. April 1976 und die „Yiddos! Yiddos!“-Sprechchöre begleiteten seit einem Jahr regelmäßig die Derbys zwischen Tottenham und den anderen Londoner Clubs West Ham, Chelsea und Arsenal. Am 3. April 1976 hatten die Tottenham-Fans genug. Ein Hooligan-Trupp stürmte die Nordkurve, wo die Arsenal-Fans standen, und skandierte dort: „Yiddos took the North Bank! Yiddos took the North Bank!“ Seit diesem Tag bezeichnen sich die Tottenham-Anhänger selbst stolz als „Yids“, also als Ju-

den, und deuten so den eigentlich abwertend gemeinten Spitznamen positiv um.

John M. Efron, Professor für jüdische Geschichte an der Universität von Kalifornien, Berkeley, erlebte im Herbst 2000 bei einem Spiel zwischen Manchester und Tottenham selbst, wie beim Einlaufen der Mannschaften ein gewaltiges Geschrei einsetzte und aus tausenden Männerkehlen der gleiche Schlachtruf ertönte: „Yids, Yids, Yids!“ Seitdem erforscht er, wie es dazu kam, dass die Fans von Tottenham Hotspur eine jüdische Identität annahmen. Denn die Mehrzahl der Tottenham-Fans sind überhaupt keine Juden.

„Dass die Tottenham-Anhänger den rassistisch gemeinten Spitznamen, statt sich vor

ihm zu ducken, sich als Ehrennamen zu Eigen machten, das hat dem Spott die Wirkung genommen“, sagt Efron.

Tottenham und auch Ajax Amsterdam, wo man ein ähnliches Phänomen der Identitätsannahme beobachten kann, gelten als „Judenclubs“, obwohl sie es nie waren, sie hatten höchstens mal einen jüdischen Präsidenten oder ein paar jüdische Spieler. Dennoch hat Ajax eine jüdische Tradition, die mit der jüdischen Tradition von Amsterdam als „Jerusalem Europas“ zusammenhängt.

Zwar liegt Tottenham in Nordlondon, wo die Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung Londons lebt, doch haben Arsenal, ebenfalls in Norden gelegen, und Chelsea im Westen

Fans von Tottenham Hotspur.
Links: Fankurve im Stadion von Ajax Amsterdam.



mehr jüdische Fans. Seinen Ruf als Judenclub verdankt Tottenham dem Fernsehen. In den 1960ern lief in England die populäre Comedyserie *Till Death Us Do Part*. Der Hauptsteller, ein rassistischer Nationalist mit dem Schal seines Vereins West Ham um den Hals, beklagte dauernd den Niedergang Englands. Einmal sagte er, dass West Ham bald gegen die „Yids“ spielen werde. „Seitdem ist die Verbindung von Tottenham und ‚Yids‘ in die Umgangssprache eingegangen“, sagt Efron. Bis die „Yiddo-Kultur“ entstand, wie Efron die Selbstbezeichnung der Tottenham-Fans als „Yids“ oder „Yid Army“ und die Reaktionen der Gegner darauf nennt, vergingen allerdings noch einige Jahre.

In den Siebzigern schwappte mit dem Aufkommen der National Front eine rassistische Welle über den englischen Fußball. Schwarze Spieler, die vermehrt in der englischen Liga spielten, wurden mit Bananen beworfen. Und die Tottenham-Fans, unter ihnen viele Skinheads, wurden eben mit antisemitischen Sprechchören empfangen, bis sie sich die Beschimpfung als neue positive Identität aneigneten. Bei Spielen der Hotspur ist seither die

israelische Flagge zu sehen, Tottenham-Fans tragen T-Shirts mit Aufdrucken wie „Yid 4 Life“ und Atemschutzmasken als Kippas.

„Nichts schweißt eine Gruppe mehr zusammen als eine Attacke von außen“, erklärt der Fußballsoziologe Gunter A. Pilz diese Reaktionen. Identität ist für Fangruppen extrem wichtig. Deshalb wollen sie regelrecht gehasst und als Außenseiter gesehen werden. Nichts wirkt da so gut wie Antisemitismus – ein Jude genannt zu werden heißt, marginalisiert zu sein. Um sich nach außen abzugrenzen, nimmt man vollkommen die Identität der Gruppe, in diesem Fall des Vereins, an. Schon in den dreißiger Jahren wiesen die Sozialpsychologen Muzafer und Carolyn Sherif dieses gruppenspezifische Verhalten in ihrem so genannten Ferienlagerexperiment nach. Die Aneignung der Vereinsidentität hat laut Pilz aber noch eine zweite Funktion: „Wenn ein Verein beschimpft wird und ich nehme dennoch genau diese Identität an, provoziere ich damit die andere Seite. Die Provokation nimmt dann noch zu, wenn die Gegner wissen: Das sind überhaupt keine Juden.“ In Europa ist dieses Phänomen außer bei Totten-

ham und Ajax nur noch von den Fans von Roter Stern Belgrad bekannt, die sich die als Schmähung gedachte Bezeichnung „Zigeuner“ zu Eigen machten.

Je mehr die Ajax- und Tottenham-Fans die jüdische Identität annahmen, umso schlimmer wurden die Beleidigungen. Anfangs ging es meist um die Beschneidung oder jüdische Essensgewohnheiten, dann rückte der Holocaust in den Mittelpunkt der Schmähungen. Die schlimmste Form: Alle Fans auf der Tribüne zischen und imitieren so das Ausströmen von Gas. „Die nichtjüdischen Tottenham-Fans haben darauf so entsetzt reagiert, wie man es nur von wirklichen Juden erwarten würde“, sagt Efron. „Wenn sie ins Stadion gehen, fühlen sie sich wirklich als Juden und nennen auch jeden Spieler, den sie mögen einen ‚Yiddo‘.“ Das bekannteste Beispiel ist Jürgen Klinsmann, der 1994 nach Tottenham kam. „Zur Melodie von *Mary Poppins* sangen die Fans ihm zu Ehren: Chim chiminee, chim chiminee, chim chim churoo, Jürgen was a German, but now he is a Jew!“

☞ Lesetipp: Brenner, Reuveni: *Emanzipation durch Muskelkraft*. Göttingen 2006.



DANKE, DASS ES DICH GIBT!

Neun Liebeserklärungen.

Texte: Anne Haeming, Barbara Lich, Bastian Obermayer

Caroline Boßmann, 15, Nachwuchs-Schiedsrichterin beim FV Knittlingen, Bretten

Es fing an mit einer Wette. Ich habe früher immer in Jungsmannschaften gespielt. Ein Teamkollege sagte damals: Die Schiedsrichterprüfung schaffst du nie. Jetzt pfeife ich seit anderthalb Jahren, Mädchen wie Jungs. Die

Mädels sind unkomplizierter. Die Jungs fangen bei jeder Entscheidung an zu debattieren. Übel beschimpft wurde ich übrigens von den Nachwuchsspielern von Chelsea London. Da fielen heftige Ausdrücke – zum Glück auf Englisch, da habe ich nicht alles verstanden. Ob ich lieber spiele oder pfeife? Das hängt von der Tagesform ab. Sicher ist: Für mich ist Fußball der absolute Ausgleich zum Alltags-

stress. Ich glaube nicht, dass ich bei einer anderen Sportart, Handball zum Beispiel, so ein Zufriedenheitsgefühl entwickeln könnte. Als meine Familie im vergangenen Sommer umziehen musste, habe ich – noch bevor wir eine neue Wohnung gefunden hatten – sofort nach Vereinen in der Umgebung gesucht. Wenn ich mal zwei, drei Wochen nicht auf dem Platz stehe, werde ich total zickig.

David Mamunz, 18, Schüler Nürnberg

Fußball bedeutet mir alles. Mehr als die Schule, mehr als meine Freundin. Ich trainiere jeden Tag dafür, dass mein großer Traum in Erfüllung geht: eine Karriere als Profifußballer. Dann könnte ich mit Fußball Geld verdienen wie andere im Büro und ich könnte ganz sicher in Deutschland bleiben. Ich kam ungefähr mit 14 Jahren hierher, meine Eltern wurden im Krieg zwischen Armenien und Aserbeidschan erschlagen. Ich wurde am 29. Dezember 1990 auf der Straße gefunden und auf drei Jahre geschätzt, das ist also jetzt mein offizielles Geburtsdatum. Wie alt ich wirklich bin, weiß ich nicht. Aber ich weiß: Andere in etwa meinem Alter spielen schon in der Bundesliga! Ich will später nicht sagen müssen, dass ich mich mehr hätte anstrengen können. Deswegen trainiere ich am Wochenende und in den Ferien sogar zweimal, ich merke ja, dass ich immer noch viel lernen muss. Mein Trainer muss mich manchmal bremsen, wenn ich es übertreibe mit dem Training. Es muss ja gar nicht der FC Bayern sein, die Zweite Bundesliga wäre auch toll.



Jörg Laufenberg, 31, Präsident der Vereinigung der Groundhopper Deutschlands (V.d.G.D.), Aachen

Groundhopper sammeln Stadionbesuche. Wohin geht's als Nächstes?

Eigentlich wollte ich demnächst mein letztes österreichisches Stadion feiern, das von Rapid Wien. Jetzt ist das Lokalderby doch im Ernst-Happel-Stadion. Ich fahre trotzdem. Normalerweise geht kein Groundhopper freiwillig zweimal in das gleiche Stadion. Es gibt aber unterschiedliche Typen, man muss nicht Mitglied bei uns sein: Die einen wollen nur Stadien und Länderpunkte sammeln, bei den anderen steht der Heimatverein im Mittelpunkt – so wie bei mir Alemannia Aachen.

Was sind Länderpunkte?

Es gibt ein Buch, in dem alle Stadien der Welt verzeichnet sind. Jeder Groundhopper führt seine eigene Statistik und hakt ab, wo er schon war. Aber eine Rangliste gibt es nicht. Ich habe etwa 1500 Stadien in 41 Ländern gesehen, ich hebe jede Eintrittskarte auf. In Europa fehlen mir fast nur noch kleine Staaten wie etwa Andorra, Mazedonien und die Färöer.

Wie organisieren Sie das alles?

Wir bilden Fahrgemeinschaften, ich verzichte auf Luxus wie teure Klamotten: Das ist es mir wert – ich mag die Atmosphäre im Stadion, die ist in jedem Land anders und diese Fankultur erlebt man so intensiv nur als Groundhopper. Am schönsten ist das Stadionerlebnis in England: Dort haben die Fans das beste Gefühl dafür, wann die Mannschaft Unterstützung braucht.



Okka Gundel, 31, WDR-Sportberichterstatlerin, Köln

Ich liebe Flutlichtspiele, da ist es immer so melancholisch! Mein Alltag als Sportmoderatorin ist eher sachlich. Wenn Rot-Weiß Essen spielt, gehe ich zur Pressekonferenz – da sitzen Journalisten, Trainer, Spieler. Wenn mich einer nicht kennt, denkt der: Die ist blond und 'ne Frau – forget it. Als Frau muss ich in dieser Branche doppelt so gut sein wie ein Mann. Den kleinsten Fehler bekomme ich dreimal um die Ohren gehauen. Aber rüde Sprüche klopfen kann ich auch. Ich habe schließlich schon als Kind mit meinem großen Bruder gekickt. Als der noch beim VfB Lübeck war, habe ich mal ein Spiel für den NDR-Hörfunk kommentiert. Er ist nicht gut weggekommen. Mein erster Stadionbericht fürs Radio war über das Spiel Lüneburger SK gegen Göttingen 05 am 29.8.99. Beim Fernsehen bin ich seit 2003, ich moderiere die WDR-Regionalligasendung *Sport im Westen*. Ich habe Sport studiert und auch schon den Tennis World Team Cup kommentiert – aber Sportberichterstattung ist ja fast nur über Fußball. Mir macht das Spaß, ich bin ja mit diesem Sport aufgewachsen. Und ich habe einen Fußballer geheiratet. Eigentlich bin ich also auch Spielerfrau.



Stefan Mohme, 39, Organisator der Freizeitliga Royal Bavarian Liga, München

Wenn ich sehe, wie der Spielbetrieb für mehr als 140 Mannschaften fast reibungslos funktioniert und so viele Freizeitkicker ihre Begeisterung in unserer Liga mit Abstieg, Aufstieg, Champions Liga, Pokal und Hallenturnieren ausleben können, beantworte ich gern zehn Mails und sechs Anrufe am Tag. Wie aus einer winzigen Punkterunde mit acht Mannschaften etwas so Großes werden konnte! Als ich die Ligaleitung vor elf Jahren übernahm, stand Fußball in meinem Leben klar an erster Stelle. Allein für das Infoblatt habe ich alle zwei bis drei Wochen acht Stunden lang die aktuellen Tabellen und Ergebnisse für die damals sechzig Mannschaften abgetippt, kopiert, zur Post gebracht. Heute, mit Internet, kostet mich die Liga immer noch eine Stunde am Tag, anstrengend ist aber nur der Abschlussbericht, dafür muss ich vier Tage freinehmen. In den Vorstand wollte ich nur, weil ich dachte: Dann traut sich keiner mehr, dich umzuhausen.

Dr. Othmar Hermann, 53, Eintracht-Frankfurt-Fan und Sammler von Stadionheften, Frankfurt

Wie kamen Sie auf die Idee, Stadionhefte zu sammeln?

Ich bewahre gern Dinge auf, die auch biografisch für mich wichtig sind. Im August 1965 bin ich mit einem Schulfreund ins Waldstadion gegangen, meine Premiere. Das war das erste Spiel der Saison: Eintracht gegen HSV. Die Eintracht hat 2:0 gewonnen. Die Atmosphäre und der Nervenkitzel haben mich so fasziniert, dass ich anfang, regelmäßig ins Stadion zu gehen.

Und immer ein Programmheft mitzunehmen?

Genau. Weil ich keine halben Sachen mache, fing ich schließlich an, intensiv zu sammeln. Ich bin kein Messie, aber ein Bewahrer, ein Papiersammler. Seit mehr als vierzig Jahren sammle ich außer den Stadionheften auch Tickets, Bücher, Fotos, Zeitschriften und die Zeitungsberichte zu den Eintracht-Spielen. Da kommen pro Saison immer drei Ordner dazu. Mittlerweile habe ich, abgesehen vom Verein Eintracht Frankfurt selbst, das größte Eintracht-Archiv und generell viele rare Sachen.

Zum Beispiel?

Die Vereinszeitungen ab 1909 sowie Programme zu Liga- und Freundschaftsspielen ab 1920: Darunter sind viele Highlights. Außerdem besitze ich Programm und Ticket zum Länderspiel Deutschland gegen die Schweiz 1922 am Riederwald. Die alten Sachen sind der Stolz meiner Sammlung.



Simon Müller, 23, Ultra in der Schickeria, München

Irgendwie habe ich Fußball immer im Kopf. Dabei geht es gar nicht mehr so um den Sport an sich, sondern eher um die Lebenswelt, die mir der Fußball erschlossen hat. Eine Welt, die ich mit meinem Engagement mitgestalten kann, als Capo der Schickeria. Drei bis vier Stunden am Tag beschäftige ich mich intensiv mit Fußball, wenn ich Spruchbänder oder Fahnen bemale, Artikel für das *Südkurvenbladdl*, unseren Internetauftritt oder Forumsbeiträge schreibe, mir neue Liedtexte ausdenke oder mit anderen Ultras zusammensitze. Am Anfang war ich einfach gern ab und zu im Stadion, diese Saison habe ich noch kein Pflichtspiel der Bayern verpasst, egal ob auswärts oder in der Allianz Arena, ob DFB-Pokal oder Champions League. Man wächst da in eine Gemeinschaft hinein und das ist es, was mich fasziniert. Mittlerweile stammen fast alle meine Freunde aus dem Ultra-Umfeld, sogar meine Freundin. Allerdings wird ihr meine Begeisterung trotzdem manchmal zu viel. Aber so ist das eben: Ultra.



Jürgen Apfel, 46, ehrenamtlicher KSC-Jugendtrainer, Kandel

Wie sieht Ihr Wochenende aus?

Da spielen meine „Fußballkinder“: Meine U13-Mannschaft und mein 13-jähriger Sohn spielen zum Glück zeitlich oft hintereinander, so kann ich bei beiden dabei sein. Als mein Sohn letztes Jahr in meiner Mannschaft war, haben wir unter der Woche gemeinsam trainiert: dreimal nachmittags, anderthalb Stunden. Das geht, weil ich von zu Hause arbeite.

Spielen Sie auch selbst?

Ab und zu bei den Senioren. Aber eigentlich spiele ich schon mein ganzes Leben: Ich bin 1960 geboren, das war noch die Zeit des Straßenfußballs. Ich wollte den Großen nacheifern: Seeler, Beckenbauer. Das Kicken war mein Ventil. In den Verein bin ich erst mit 15 eingetreten, mit 18 wurde ich Jugendtrainer. Die Trainerausbildung habe ich später nachgeholt.

Und warum ausgerechnet Jugendfußball?

Mit Kindern zu arbeiten macht mir Spaß. Es ist eine verantwortungsvolle Aufgabe, Talente zu fördern. Ich möchte den Kindern etwas mitgeben: soziales Miteinander, Teamgeist – das wird heute kaum geübt. Aber es ist zentral für den Mannschaftssport, das lernt ein Einzelkämpfer nicht.



Gerhard Stoll, 37, blinder Fan von Bayer 04 Leverkusen, Köln

Wenn ich im Stadion bin, läuft bei mir ein innerer Film ab. Sicher, es ist ein Film der siebziger und achtziger Jahre. Ein Film aus der Zeit also, als ich noch gesehen habe, vor dem Unfall mit 13 Jahren. Im Stadion sind wir Blinden stark auf Emotionen angewiesen, auf die Ohs und Ahs der Fans, auf die Gesänge, die Stimmung. Schon wenn ich von meiner Wohnung zum Stadion fahre, steigt das Adrenalin. Seit 1999 gehe ich regelmäßig zu Bayer 04 Leverkusen. Hier reportieren Jugendtrainer für blinde Fans das Spiel über Kopfhörer. Wenn ein Spieler aufs Tor zurent und alle brüllen oder pfeifen, dann hören wir das ja. Den Rest berichten uns unsere Reporter. Mit Radiohören ist das nicht zu vergleichen, da ist man nun mal nicht mittendrin. Fußball bedeutet für mich, Teil einer riesengroßen Gemeinschaft zu sein. Deshalb bin ich auch gern bei Auswärtsspielen dabei, selbst wenn es dort den Blindenservice nicht immer gibt.



Manchmal muss ich einfach in die Kurve. Fußball ist für mich mein Ventil, im Stadion kann ich so richtig aus mir rausgehen: Beim Spiel Leverkusen gegen Manchester United bin ich vor Freude mal so hoch gesprungen, dass mir der Kopfhörer um die Ohren geflogen ist.

DIE MASSE MACHT'S

Was geschieht mit Menschen in einer Fankurve und warum ist es langweilig, Fußball allein zu schauen? Der Psychologe Dr. Joachim Hohl weiß es.

Interview: Anne Siemens



29. Mai 1999:
Fans von Eintracht Frankfurt
feiern im Waldstadion den
Klassenerhalt der Eintracht
nach einem Sieg über
den 1. FC Kaiserslautern.



Fußball zusammen mit Freunden zu schauen, im Fernsehen oder im Stadion, macht mehr Spaß als allein. Warum?

In einer Gruppe erlebt man Gefühle viel intensiver. Das ist nicht nur beim Fußball so, sondern in allen Lebensbereichen. Egal, ob man sehr glücklich oder traurig ist, in der Gruppe verstärken sich Gefühle. Man guckt die anderen an und ist noch glücklicher. Zu Hause mit Freunden vorm Fernseher zu sitzen bedeutet also einen Lust-Zugewinn. Daneben passiert sozialpsychologisch noch etwas sehr Interessantes: Über die Fernsehübertragung nimmt die Gruppe an den Mechanismen im Stadion teil. Man schimpft wie die Leute auf der Tribüne auf den Schiedsrichter oder springt bei einem Tor aus dem Sessel, es gibt eine Bindung zu den Fans im Stadion.

Wie entsteht diese Bindung?

Die Gruppe vor dem Fernseher und die Fans im Stadion identifizieren sich mit einer der beiden Mannschaften – es gibt also etwas übergeordnetes Drittes, dessentwegen man zusammenkommt und das man bewundert. Die Identifikation schafft Bindung, so entsteht Masse.

Ein Robbie-Williams-Konzert funktioniert also genauso?

Ja. Anderes Beispiel: die Trauerfeier anlässlich des Todes von Papst Johannes Paul II. Die Anlässe sind verschieden, aber überall fallen sich massenweise Menschen in die Arme – wegen eines Tors, des Papstes oder eines Popstars auf der Bühne. Die sozialpsychologischen Basismechanismen sind immer dieselben. Ohne den gemeinsamen Inhalt, der verbindet, wären uns diese gerade noch umarmten Menschen hingegen egal. Das unterscheidet Menge von Masse. Wer käme auf die Idee, samstagsmittags auf dem Münchner Marienplatz oder in der Fußgängerzone Menschen in den Arm zu nehmen?

Niemand natürlich. Und warum nicht?

In der Fußgängerzone gibt es kein übergeordnetes Drittes, das alle miteinander verbindet. Man befindet sich dort in einer Menge – in einem Haufen von Menschen, wo jeder seinen Interessen nachgeht.

Sonst streben wir doch nach Individualität. Warum suchen wir dann solche Menschenmassen?

Wir leben im Westen in Industriegesellschaften, in denen Individualität eine große Rolle spielt. Dieser Zustand hat zwei Seiten: Wir entscheiden selbst über unser Leben und werden als einzelne Menschen wahrgenommen. Gleichzeitig sind wir abgetrennt von anderen Menschen, da wir nicht mehr in größeren sozialen Verbänden leben. Auf der anderen Seite gibt es natürlich nach wie vor das menschliche Bedürfnis nach Verbundenheit. Auch in einer Gesellschaft, in der die Individualität von Menschen eine immer größere Rolle spielt.

Eine Masse hilft uns also?

Wir sind soziale Wesen und die Masse befriedigt genau dieses Bedürfnis. Sie gibt uns die Möglichkeit, mit anderen Menschen zu verschmelzen – jedenfalls für eine bestimmte Zeit. Die Grenzen der Individualität werden in der Masse aufgehoben und man ist nicht mehr das soziale Atom, das auf eigene Faust existiert.

Wenn im Stadion eine Gruppe anfängt zu singen – und plötzlich singen alle: Welcher Mechanismus steckt da dahinter?

In der Masse tritt die Vernunft, die uns normalerweise im Alltag begleitet, ein wenig zurück. Man darf sich gehen lassen, muss nicht so

selbstkritisch und selbstkontrollierend denken, weil man unter vielen Menschen ja nicht so sehr auffällt. Man schwimmt einfach mit, so ist in der Masse jede Menge Raum für spontane Emotionalität. Das ist der Grund, warum Rituale wie Gesänge so bereitwillig übernommen werden. Die anderen singen – warum also nicht mitsingen?

Und was ist der Effekt?

Die Massenbindung wird gestärkt. Menschen, die miteinander singen, haben eine starke Bindung zueinander. Sozialpsychologisch gesehen, bedeutet zu singen, die Gemeinsamkeit zu stärken. Deswegen singen Familien an Weihnachten, deswegen singen Soldaten, die marschieren. In dem Moment, in dem wir singen, sind wir uns näher.

Ist dieser Prozess, in dem der Verstand zurücktritt und man in der Masse aufgeht, etwas Unbewusstes?

Wenn man darüber nachdenken würde, täte man es nicht. Wer überlegt, ob er mit wildfremden Menschen Lieder singen will, hat schon eine Distanz zur Masse geschaffen – und ist nicht mehr Teil von ihr.

Über dieses Prinzip der Masse wurde im Dritten Reich viel erreicht. Kann man das mit dem Fußballstadion vergleichen?

Im Dritten Reich fand Massenbildung ja nicht spontan statt. Die Mitglieder der Masse hatten eine Sozialisation durchlaufen, waren über Jahre von der Parteispitze durch die Hitlerjugend und ähnliche Organisationen ideologisch geprägt worden. Die Menschen waren

darauf eingestimmt, sich mit dem Führer zu identifizieren und darüber in der Masse miteinander zu verschmelzen. Das ist der große Unterschied zu einem Fußballspiel oder einem Popkonzert, aber daneben kommt es natürlich auch immer noch auf den qualitativen Inhalt der Massenbildung an.

Das eine hat mit dem anderen also nichts zu tun?

Nein, das stimmt so auch nicht. Die sozialpsychologischen Basismechanismen im Stadion sind dieselben wie bei der Massenbildung im Dritten Reich: Identifikation mit dem übergeordneten Dritten, die Verschmelzung darüber und das Zurücktreten von Kritikfähigkeit und Eigenverantwortung in der Masse. Man kann also nicht sagen: Das eine ist doch völlig harmlos und

hat mit dem anderen nichts zu tun – „unschuldige“ Masse, die gibt es nicht. Aber Menschen, die 1943 auf die Frage „Wollt ihr den totalen Krieg?“ begeistert „Ja“ brüllten, mit grölenden Fußballfans gleichzusetzen wäre völlig falsch.

Sind alle Menschen für Massenmechanismen gleichermaßen empfänglich?

Es gibt Menschen, die sich von Massenveranstaltungen fern halten – aus verschiedensten, individuellen Gründen. Doch auch von ihnen würde die Mehrzahl, wenn sie sich in einer Masse befände, ganz sicher von der Dynamik erfasst.

Sich in einer Masse zu befinden bedeutet bei aller Begeisterung auch, bestimmte Risiken einzugehen – man wird angerempelt, geschubst, schlimmstenfalls gerät man in eine Prügelei. Und trotzdem gehen Menschen ins Stadion.

Die Frage nach den Risiken stellt sich jemand überhaupt nicht, der begeistert ins Stadion geht. Im Gegenteil: Dass es mal zur Sache geht, sich gegnerische Fangruppen beschimpfen, der Schiedsrichter verbal niedergemacht wird oder man beim Rausgehen drängelt und schubst,



Fans des 1. FC Kaiserslautern am 29. Mai 1999: Noch ist ihr Verein erstklassig.

gehört bei dieser Art von Massenbildung absolut dazu. Das erhöht sogar die Attraktivität der Veranstaltung.

Fußball ist also ein Ventil, um Aggressionen auszuleben?

Sport insgesamt gibt uns die Möglichkeit, in einer zivilisierten Form – und das heißt: selbstkontrolliert und an Regeln orientiert – bestimmte Aggressionen auszuleben. Es gibt zwei Varianten, wie das abläuft. Erstens: Die Menschen selbst sind in ihrem Verhalten nicht aggressiv, sie nehmen durch Zuschauen am aggressiven Verhalten anderer teil – ob das nun der Wettkampf auf dem Feld ist oder das Schubsen beim Rausgehen aus dem Stadion. Die zweite Variante: Aggressionen werden durch Taten unmittelbar ausgelebt. Das wären dann die Fans, die rempeln, oder in der Steigerung die, die prügeln. Wobei Letztere eine Minderheit darstellen.

Zu Variante eins: Ist diese Art, Aggressionen auszuleben, dieselbe wie im alten Rom bei den Gladiatorenkämpfen?

Ja, nur handelte es sich damals um ein ganz anderes Kaliber von Aggressivität. Oder nehmen wir die mittelalterlichen Ritterduelle, da ging es auch um Leben und Tod. Verglichen damit sind ein Boxkampf heute oder ein Fußballspiel, auch wenn man es in der Fankurve erlebt, gesittete und harmlose Veranstaltungen – entsprechend unserem zivilisatorischen Fortschritt. Niemand käme heute auf die Idee, Menschen zum Amusement von Zuschauern totzuschlagen – bei allen barbarischen Resten, die es in uns gibt.

Brauchen wir Katalysatoren wie Fußballspiele, um Aggressionen auszuleben?

Die Zivilisation kann uns bei aller Selbstkontrolle, die wir ja heute leben, nicht alle unsere „natürlichen“ Bedürfnisse austreiben. Deswegen bietet die Gesellschaft immer wieder Anlässe, bei denen wir ein Stück weit auf die Kontrolle, die sie uns ja sonst abverlangt, verzichten können. Bessere Beispiele noch als Fußballspiele wären das Oktoberfest oder der Kölner Karneval. Da kann man beobachten, wie Menschen einen Haufen Zwänge beiseite lassen.

Ohne diese Möglichkeiten...

... würden wir über kurz oder lang alle neurotisch werden.

Dr. Joachim Hohl arbeitet am Lehrstuhl für Sozialpsychologie der Universität München. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören „Zivilisation und Barbarei“ und „Historische Konstitution des Individuums“.

IHR KÖNNT NACH HAUSE GEHEN!

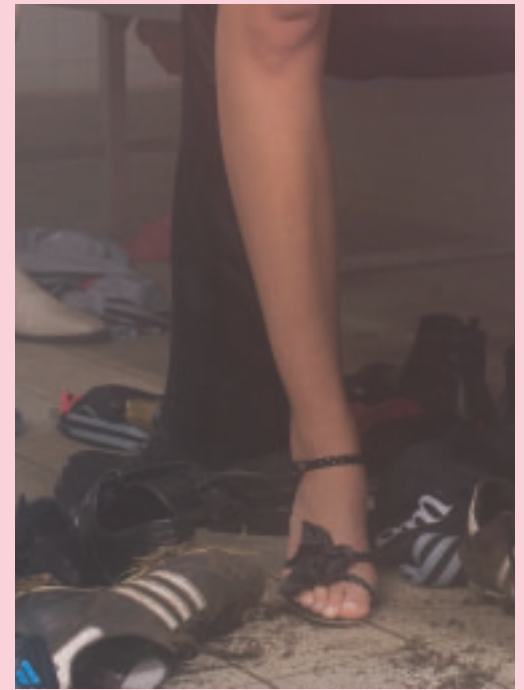
In Stadien sitzen immer mehr Leute, die da nichts zu suchen haben. Findet unser Autor.

Text: Christoph Leischwitz

Auf dem Platz: Ronaldinho, Adriano, Riquelme. Aber die meisten Fotos wurden von der Eckfahne gemacht. Eine Digitalkamera nach der anderen blitzte auf, vor dem Sucher grinsende Menschen mit erhobenem Daumen und dem Spruch: „Ist das Wasser drauf?“ Der vom starken Regen produzierte Wasserfall ergoss sich stundenlang auf die Ecke des Spielfeldes. Der erste wirklich große Jubel brandete auf, als ein Spieler dort einen Eckball ausführen musste. Ein Loch im Cabriodach der Frankfurter WM-Arena ist das, woran sich die meisten Leute erinnern, die eine Karte für das Confed-Cup-Finale hatten. Aber weiß noch jemand, wie es ausging? Wie die beiden Mannschaften taktisch eingestellt waren? Spielten ja auch nur Argentinien gegen Brasilien – die derzeit besten Mannschaften der Welt.

Wenn der Confed Cup auch für die Zuschauer die Generalprobe zur WM gewesen sein soll, muss sich niemand ärgern, der keine WM-Karten hat. Aber das WM-Spektakel ist nur das Symptom, nicht der Grund des Problems. Fußball-Laien haben schon lange die Sitze in den großen Stadien übernommen, vor allem bei wichtigen Spielen, die im Fernsehen übertragen werden und bei denen die Karten mehr kosten als ein gutes Essen zu zweit. Vielleicht kann man da mal in die Kamera winken. Ganz sicher kann man bei den Kollegen damit angeben, dass man hingeht. Dass man da war. Oder man fühlt sich

durch Sozialdruck zur Teilnahme verpflichtet. Fußball ist massentauglich geworden, weil es sich oft gar nicht mehr um ein Fußballspiel handelt, sondern um ein „Event“. Der Star bin ich, denn ich hab ein Ticket. Zum Stadionbesuch trägt die Dame Highheels und tiefes Dekolletee, der Herr Barbour-Jacke und Helmut-Lang-Jeans. Gesehen werden zählt, nicht sehen. Dass viele von ihnen von den 90 Minuten eines Spiels nur 60 erleben, weil sie zu spät kommen, dann dreimal rausgehen um etwas zu essen zu holen, und zehn Minuten vor Abpfiff gehen, weil sie ja sonst im Parkhaus stehen, stört sie folgerichtig nicht. Das Endergebnis hört man auch im Autoradio und überhaupt: Wer gegen wen war das gerade noch mal? Ein Stadion randvoll mit echten, mitfiebernden Fans gibt es nur noch in der Zweiten oder Dritten Liga, in Dresden, Freiburg, Aachen. Bei der WM werden die Arenen voll sein mit Eventtouristen, die einen schnellen Internetzugang haben oder das soziale Glück, jemanden zu kennen, der jemanden kennt. Viele von ihnen haben – außer beim Robbie-Williams-Konzert – noch nie ein Stadion von innen gesehen und werden womöglich tatsächlich glauben, die Stimmung sei gut. Über die Aufstellung aber muss man mit ihnen nicht diskutieren, und wie das Spiel ausging, werden sie da schon nicht mehr wissen. Der Spruch, wonach Fußball die schönste Nebensache der Welt ist – so war er nicht gemeint.



Das Tor zur Welt



Unerwartet gewann die deutsche Fußballnationalmannschaft 1954 in Bern die Weltmeisterschaft gegen Ungarn. Ein Sieg für die Demokratie sei das gewesen, für die Republik, gegen die Vergangenheit. Was ist wirklich dran, am Wunder von Bern?

Text: Boris Herrmann

So kann man sich täuschen. „Dass ich 1954 zwei Tore geschossen habe“, sagte Helmut Rahn einmal, „interessiert doch heute keinen mehr.“ Vier Jahrzehnte waren vergangen, seit der Rundfunkreporter Herbert Zimmermann im Berner Wankdorfstadion festgestellt hatte, dass ebendieser Rahn aus dem Hintergrund schießen müsste. Rahn schoss. Und traf. 3:2 für Deutschland. Banges Warten, die längsten sechs Minuten der Nachkriegsgeschichte. Zimmermann: „Die Ungarn erhalten einen Einwurf zugesprochen, der ist ausgeführt, kommt zu Kocsis – aus! Aus! Aus! Aus! Das Spiel ist aus! Deutschland ist Weltmeister!“ Womit Zimmermann Recht hatte: Deutschland – zumindest eine Auswahl

seines größten Sportverbandes – hatte die WM gewonnen. „Aus!“ war das Spiel jedoch nicht. Bücherregale kann man füllen mit Beschreibungen, die in diesem Schlusspfeiff erst den Anfang sahen: die Legitimation der Demokratie, den Startschuss des Wirtschaftswunders, die mentale Gründung der Bundesrepublik. Die wahren Wurzeln des Landes liegen demnach unter jenem nassen Rasen im Berner Wankdorfstadion. Neunzig Minuten haben sie gebraucht, um auszutreiben. August 2003. Bundeskanzler Gerhard Schröder hat die Premierenfeier des Kinofilms *Das Wunder von Bern* von Sönke Wortmann besucht. Dreimal, so die Überlieferung, habe der Bundeskanzler vor Rührung weinen müssen.

Für manchen war damit der letzte Nachweis erbracht, dass im Wankdorfstadion der emotionale Kern der Volksseele ruht – wenn schon der Kanzler Tränen vergießt! Seltsam unpathetisch wirkt dagegen die Reaktion des damaligen Kanzlers: Konrad Adenauer schickte ein sachliches Telegramm ohne patriotische Zwischentöne, in dem er der Mannschaft seine „herzlichsten Glückwünsche“ aussprach. Pflichterfüllung. Weder der Kanzler noch andere hochrangige deutsche Politiker waren am 4. Juli 1954 beim Finale in der Schweiz anwesend.

Das Beispiel veranschaulicht, weshalb das geflügelte Wort von der Geburtsstunde der Bonner Republik auf dem Rasen von Bern angezweifelt werden darf. Die zweifellos außergewöhnliche Begeisterung, die der Titelgewinn für kurze Zeit in der Bevölkerung auslöste, wird heute selten auf die Dramaturgie des Endspiels zurückgeführt. Dabei konnte in keinem anderen Finale der WM-Geschichte ein Außenseiter einen 0:2-Rückstand noch drehen. Stattdessen wird von den kollektiven Jubelarien automatisch auf den Ausdruck eines neuen Nationalgefühls geschlossen, ob-



wohl dieser Zusammenhang keineswegs hinreichend belegt ist. So existieren aus den fünfziger Jahren kaum Untersuchungen, die darauf hindeuten, dass die Euphorie, die sich in Helmut Rahns Schuss zum 3:2 kristallisierte, in den Alltag verlängert wurde und der Nation ein neues Selbstbewusstsein vermittelte. Auch ein Blick in die Presseberichterstattung der damaligen Zeit fördert Erstaunliches zu Tage. „Ein großer Sieg, ein großer Tag, aber nur ein Spiel“, titelte die *Süddeutsche Zeitung*. Die *Frankfurter Allgemeine* entschloss sich, auf der Aufmachersseite des Sportteils den Rennfahrer Manuel Fangio abzubilden, der für Mercedes-Benz den Grand Prix in Reims gewonnen hatte. Daneben war ein Bericht über das Finale in Bern zu lesen – ohne Foto. Im Gegensatz zum deutschen Fußball konnten die Silberpfeile eine erfolgreiche Vorkriegsgeschichte vorweisen. Die Formulierung „Wir sind wieder wer“ passte besser auf die Autorennstrecke als ins Fußballstadion. Nur ein einziges Mal, am Tag nach dem Endspiel, schaffte es die WM 1954 auf die Titelseiten der Tageszeitungen. Zwei Tage später war das Thema wieder vom

Tisch. Die Menschen hatten andere Sorgen. Der Regierung Adenauer war das recht. Ihr Ziel war es, rasch in die internationale Staatengemeinschaft zurückzukehren. Während Herbergers Elf sich anschickte, die Weltherrschaft auf dem Rasen zu übernehmen, verhandelte Adenauer um die Aufnahme in die Europäische Verteidigungsgemeinschaft. Ausländische Beobachter sollten daher nicht mit dem Eindruck eines erstarkten Deutschlands erschreckt werden. Nationale Ekstase war unter allen Umständen zu vermeiden. Umso erstaunlicher, dass Schröder 49 Jahre später beim Anblick des Linkschusses von Rahn weinen musste – ein schöner Beleg für die Existenz einer nationalen Gefühlskultur in Deutschland. Die neue Emotionalität geht mit der anhaltenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Krise des Landes einher und äußert sich durch ein Rückbesinnen auf Tradition, eine Suche nach Helden, den Hunger nach Geschichte. Nur in diesem Kontext ist die Konjunktur des Wunders von Bern seit Mitte der Neunziger Jahre zu verstehen. Dass der Sieg von Bern seine staatstragende Bedeutung erst in den letzten Jahren entfal-

tete, ist nicht verwunderlich. Gründungsmythen werden erst wirksam, wenn sie sich auf eine Zeit berufen, die so weit zurückliegt, dass die Erzählung nicht mehr real nachvollziehbar ist. Der Titelgewinn von 1954 gewann genau in der Phase an Relevanz, in der die Erinnerung durch Geschichte ersetzt wurde. Waren 1994 von der Berner Elf bis auf drei noch alle am Leben, so waren zehn Jahre später bis auf drei alle tot. Helmut Rahn starb am 14. August 2003 – wenige Tage vor dem Kinostart des Wortmann-Films. Der 4. Juli 1954 ist weniger Datum der mentalen Gründung der Bundesrepublik als Startschuss für die Popularität des Fußballsports in Deutschland – über Klassen-, Alters- und Geschlechtergrenzen hinweg. Den vielleicht eindrucklichsten Beleg dieser Tatsache hat die *Süddeutsche Zeitung* 1954 überliefert: „Unsere hübsche Mama zum Beispiel, die neulich noch sagte, Fußball sei ein Spiel, das von sieben Männern gespielt wird, die nach einem Korb springen, diese gleiche Mama sitzt jetzt auf der anderen Seite des Radios, strickt, lässt zwei Maschen fallen und murmelt: Wenn der Rahn doch nur abgeben würde!“

Nach dem Spiel ist vor dem Spiel

Eine kleine Geschichte des beliebtesten Sports der Welt.

Text: Dirk Schönlebe
Illustrationen: Florian Gmach

Im **zweiten Jahrtausend v. Chr.** wurde in **China** ein fußballähnliches Spiel ausgetragen – Ts'uh-küh. Wahrscheinlich diente es als militärisches Ausbildungsprogramm. Zwischen Bambuspfähle wurde ein Netz aus Seide gespannt, die Spieler mussten den Ball im Netz unterbringen. Das Netz war wohl ein 40 x 40 cm großes Quadrat. Das Spiel breitete sich auch im Volk aus und man versuchte, mit strengen Regeln Gewalt und Ruppigkeiten zu verhindern. Der Ball war aus Lederstücken zusammengenäht und mit Federn und Tierhaaren ausgestopft.

Zwischen **600 v. Chr. und 300 n. Chr.** war in **Japan** ein Spiel namens „Kemari“ bekannt. Ziel des Spiels: einen Ball zwischen zwei Pfosten zu platzieren. Die Spieler passten sich den Ball zu, der den Boden nicht berühren durfte.

Im **antiken Griechenland** wurde „Episkyros“ gespielt, eine Mischung aus Hand- und Fußball. Platon schreibt in seinem *Phaidon* über einen Ball, der aus zwölf

Teilen besteht. Die Römer kannten einen ähnlichen Wettbewerb namens „Harpastum“. Die Mannschaften konnten aus bis zu 27 Spielern bestehen, es gab ein rechteckiges Feld mit einer Mittellinie und das Ziel war, den Ball über die Grundlinie des Gegners zu bugsieren. Mit den Römern kam das Spiel nach Britannien, es war aber eher ein Vorfahre von Hurling als von Fußball. Sicher ist, dass die entscheidenden Entwicklungsschritte in Schottland und England passierten.

Zwischen dem **7. und 9. Jahrhundert** entstanden in **England**, der Normandie, Cornwall, Schottland, Wales und Irland verschiedene Ballspiele – am populärsten war „Mob Football“. Das Spiel wurde zu bestimmten Festen zwischen ganzen Dörfern ausgetragen und war ausgesprochen



gewalttätig. Ziel des Spiels war es, den Ball auf den Marktplatz des anderen Dorfes zu bringen. Bis heute wird „Shrovetide Football“ gespielt: Zwei Mannschaften treten gegeneinander an, die Tore sind die Häuser der beiden Mannschaftskapitäne. Erlaubt ist praktisch alles, der Ball darf geschossen, getragen und geworfen werden.

Die mit dem Spiel verbundene Gewalt veranlasst den englischen König Edward II. 1314 dazu, das Ballspiel bei Androhung von Gefängnisstrafen zu verbieten. Er erklärt: „Forasmuch as there is great noise in the city caused by hustling over large balls from which many evils may arise which God forbid, we command and forbid, on behalf of the King, on pain of imprisonment, such game to be used in the city in the future.“ 1424 erklärt der schottische König James I. im Parlament: „That na man play at the Fute-ball.“ Dies tat der Popularität des Sports jedoch keinen Abbruch. Nicht zufällig sind jedoch die frühesten Belege der Fußballgeschichte Gerichtssakten, in denen über Tote und Verletzte berichtet wird, sowie Erlasse und Verordnungen, in denen das Spiel verboten wird.

Bei den **Mayas** und **Azteken** gab es ein kultisches Steißballspiel, das im weiteren Sinne mit Fußball verglichen werden kann. Auch in Italien und Frankreich wurden mit dem Treibballspiel verwandte Kampfspiele gespielt – zum Beispiel seit dem 15. Jahrhundert in Florenz der „Calcio Storico“, eine brutale Mischung aus Rugby, Fußball und American Football.

Nachdem Heinrich VIII. schon 1526 das erste bekannte Paar Fußballschuhe bestellt hatte – für vier Shilling, nach heutigem Wert etwa 125 Euro –, veränderte sich bis 1618 die königliche Sicht auf das Spiel endgültig: König James I. von England empfahl Fußball nach dem Kirchgang. Die erste Erwähnung eines Fußballspielers findet sich in *König Lear* von William Shakespeare. Im 1. Akt, 4. Szene heißt es: „Nor tripped neither, you base football player.“

Einwanderer entdeckten in **Neuengland** Ureinwohner, die ein Spiel mit dem Ball betrieben, auf dem harten Sand des Watts bei Ebbe – „Pasuck-quakkohowog“. Es spielten zwei Mannschaften, Waffen waren verboten, Wetten auf den Spielausgang wurden angenommen. Die Größe der Mannschaften konnte zwischen 30 und 1000 Spielern geschwankt haben. Der Ball war aus Hirschhaut.

Am Eton College wurden 1815 Regeln festgelegt, die später auch von anderen Colleges und Universitäten benutzt wurden. Diese Regeln wurden 1848 in den so genannten Cambridge Rules standardisiert. Zu ihnen gehörte die Vorschrift, dass Tore nicht mit der Hand erzielt werden durften – einer der entscheidenden Schritte auf dem Weg der Trennung von Fußball und Rugby.

Sechs Jahre nach der Gründung des ersten Fußballclubs – Sheffield FC – wurde 1863 in London die erste Fußballorganisation der Welt gegründet, die Football Association (FA).

Am 8. Dezember veröffentlichte die FA die „Laws of Football“. 1870 begrenzte sie die Zahl der Spieler auf elf, ein Jahr später verbot sie allen Feldspielern das Handspiel. Damit wurde erstmals das Fußballspiel vom damals weit verbreiteten Rugby Football abgegrenzt. Das erste offizielle Länderspiel fand 1872 zwischen England und Schottland statt, es endete 0:0. Am 8. September 1888 startete der Spielbetrieb der Football League, der ersten Fußballliga der Welt.

In den 1880er Jahren entstand das Wort „Soccer“ als Bezeichnung für den Sport. Zu der Zeit war es üblich, im Slang ein „er“ an Wörter anzuhängen, die zuvor

abgekürzt worden waren. So war „Rugger“ die Slangbezeichnung für Rugby Football. Ein Student aus Oxford kreierte „Soccer“ als Kunstwort aus „Association Football“.

Am 6. Dezember 1882 wurde das International Football

Association Board (IFAB) gegründet. Das IFAB ist die einzige Institution, die die Regeln des Spiels weltweit verbindlich ändern darf. Der IFAB gehören je ein Vertreter des englischen, schottischen, walisischen und irischen Fußballverbandes an sowie, seit 1904, vier Repräsentanten der Fifa. Für eine Regeländerung sind sechs Stimmen erforderlich. Während die Vertreter der britischen Verbände einzeln votieren können, dürfen die Fifa-Vertreter nur en bloc abstimmen.

Im **Deutschen Kaiserreich** wurde der aus England importierte Fußball als neue Form der Körperkultur angesehen. 1900 wurde der Deutsche Fußball-Bund (DFB) gegründet. Heute ist der DFB mit mehr als sechs Millionen Mitgliedern in über 26 000 Vereinen der größte Sportverband der Welt. Die erste Fußball-Weltmeisterschaft wurde 1930 in Uruguay ausgetragen, den ersten Weltmeistertitel erspielte sich der Gastgeber: ein 4:2 gegen Argentinien.



RUDIS RACKER



Eine Münchner Initiative hat aus Fußball ein Sozialprojekt für Kinder aus der ganzen Welt gemacht – weil der Sport das Einzige war, das jeder verstanden hat.

Text: Marc Baumann Fotos: Olaf Unverzart

Auch in der Hölle spielen sie Fußball. Und das gar nicht schlecht. Die Hölle, das ist der Kongo, der dortige Bürgerkrieg, in dem fast vier Millionen Menschen getötet wurden. Aus dem Kongo hat Chadrac viel Kraft mit nach Deutschland gebracht, dabei ist er erst zehn Jahre alt. Nur zielen muss er noch besser. Die Bälle krachen gegen die Wand der Turnhalle, gegen den Pfosten und gegen die Verteidiger, aber sie gehen nicht ins Tor. Chadrac hat das Fußballspielen im Kongo gelernt, vor einem Jahr ist seine Familie geflohen, heute ist er zum zweiten Mal beim Training von „buntkicktgut“, der interkulturellen Münchner Straßenfußball-Liga. Seine Mutter sitzt am Spielfeldrand, winkt ihm zu und strahlt über das ganze Gesicht. „Man erliegt dem Charme der Kinder ganz schnell“, sagt Rüdiger Heid, der Leiter von „buntkicktgut“. Hier nennen ihn alle „Rudi“, besser gesagt „RUUUDI!“. So laut und so quengelig rufen die Kinder im Fünfs Sekunden-Abstand seinen Namen. Es ist Mittwochnachmittag. In einer Turnhalle in Giesing, einem der weniger schicken Stadtviertel Münchens, laufen zwölf Kinder einem Ball hinterher, noch mal so viele und einige Mütter und Väter schauen ihnen zu. Am Spielfeldrand sitzt Heid und versucht, vieles gleichzeitig zu tun.

Er will die Geschichte von „buntkicktgut“ erzählen, nebenbei muss er die elektronische Anzeigentafel bedienen und einem Spieler Trost wegen eines aufgeschürften Fingers spenden. Ein Mädchen bittet ihn um eine S-Bahnfahrkarte und der kleine Junge namens Fahrrad stellt immer gleich drei Fragen auf einmal. Fahrrad heißt eigentlich Farhad, „aber nenn mich einfach Fahrrad, das ist leichter“, sagt er. Farhad ist in Afghanistan geboren, „nein, halt, in Pakistan, glaube ich“. Er ist neun Jahre alt und genauso vorlaut wie wuselig, man mag ihn sofort. Farhad hat keine

Aufenthaltsgenehmigung, er ist nur geduldet, solange Afghanistan so unsicher ist. „Ich bin bald im Fernsehen, cool was?“, sagt Farhad. Das ZDF dreht eine Dokumentation über das Projekt, das bereits vom Bundespräsidenten ausgezeichnet wurde.

Ende 1995 hat Rüdiger Heid in einer Flüchtlingsunterkunft im Stadtteil Sendling eine



Trainingspause. Kinder der „buntkicktgut“-Liga ruhen sich vom Hallenkick in Giesing aus.

Fußballmannschaft gegründet. Er war dort Sozialarbeiter und „Fußball war das Einzige, was alle kannten“. Erst spielten sie nur auf einer Wiese, etwas später gegen Jungs aus einer anderen Asylbewerberunterkunft. Im Sommer 1996 veranstaltete Heid mit Kollegen ein erstes Turnier der Flüchtlingsheime. Eigentlich sollte der Fußball nur ein Zeitvertreib sein, „daraus wurde ein Integrationsprojekt und zunehmend auch eine Gewalt- und Kriminalitätsprävention“. 2005 hat „buntkicktgut“ 1200 Ligaspiele von 85 Mannschaften in München organisiert, mit Spielern zwischen sechs bis 21 Jahren, Jungs und Mädchen. An diesem Nachmittag spielen Kinder aus Bos-

nien, Afghanistan und dem Kongo zusammen, der Stürmer, der nie den Ball abgibt, kommt aus China. „Etwa 60 Prozent der Kinder haben einen Flüchtlingshintergrund“, sagt Heid. „buntkicktgut“ ist eine Erfolgsgeschichte – aber kein Märchen. „Rudi, was war mit der Schlägerei letzte Woche?“, fragt ein Mädchen. Ein gegnerischer Spieler wurde im Bus auf dem Heimweg verprügelt, „der hatte eine richtige Beule am Kopf“, hat sie gehört. „Darüber reden wir mit allen Beteiligten am Montag, beim Ligarat“, sagt Heid ruhig. Früher gab es oft Raufereien auf dem Platz. „Jugendbeamte der Polizei haben uns eine Zeit lang nur die ‚Schlägerliga‘ genannt“,

erinnert sich Heid. Aber sie haben das Problem in den Griff bekommen, mit Gesprächen und Geduld. „buntkicktgut“ kann den Kindern nur eine Freizeitbeschäftigung bieten, was sie abseits des Fußballfeldes machen, entscheiden sie selbst. „15, 16 Jahre ist das problematischste Alter“, sagt Heid. Vor der Pubertät ist der Fußball das Größte, danach gibt es auch Partys, Alkohol, Musik. Heid erzählt von einem albanischen Jungen, der von Anfang an bei „buntkicktgut“ dabei war, mit 17 Jahren fing er an mit Drogen, heute konzentriert er sich wieder auf den Fußball, er ist ein Vorbild für die Kleineren.

Unter Münchner Politikern gilt „buntkicktgut“ als das beste Integrationsprojekt der Stadt, in Hamburg und Dortmund gibt es schon ähnliche Initiativen. Der gute Ruf hilft, Spendengelder zu bekommen:

Die Stadt, das Innenministerium, sogar die EU unterstützen sie. „buntkicktgut“ hat sich verändert, seit 1997 die Liga entstand: Die großen Flüchtlingswellen des Jugoslawienkrieges sind vorbei, es spielen nun auch viele Kinder aus Einwandererfamilien mit, aus Tagesstätten, von Jugendzentren und anderen sozialen Einrichtungen. Während der WM 2006 organisiert „buntkicktgut“ die International Streetfootball League in München, mit Mannschaften aus der ganzen Welt. Es wäre schön, wenn Chadrac, der kleine Junge aus dem Kongo, dann mitspielen würde. Auf die Frage, was er den ganzen Tag macht, wenn er nicht bei „buntkicktgut“ Fußball spielt, antwortet er: „Nichts.“



„Frauenfußball ist nichts besonderes mehr, zumindest nicht in Deutschland.“, sagt Birgit Prinz.

„Nur Fußball zu spielen ist mir zu langweilig“

Deutschlands Weltfußballerin Birgit Prinz über Emanzipation, Mädchenfußball in Kabul und ihr Studium in Frankfurt.

Interview: Kathrin Steinbichler

Frau Prinz, die DFB-Frauen sind Weltmeister, mehr als 630 000 Frauen in Deutschland spielen Fußball, im vergangenen Jahr haben sich etwa 20 Prozent mehr Mädchenmannschaften gegründet als noch 2004. Sind Fußballerinnen eine Selbstverständlichkeit geworden?

Auf alle Fälle. In meinen Augen sind wir nicht mehr exotisch. Frauenfußball ist eigentlich nichts Besonderes mehr, zumindest nicht in Deutschland.

Trotzdem schotten Sie sich zurzeit ziemlich ab, nachdem das Interesse an Ihnen seit Ihrer dritten Wahl zur Weltfußballerin Ende 2005 noch einmal enorm angestiegen ist.

Viele interessieren sich für mich, weil sie mich aus den Medien kennen. Auch wenn ich es wollte: Ich kann das nicht mehr ändern, obwohl es ja noch etliche andere gute Fußballerinnen gibt in Deutschland. Aber das ist in anderen Sportarten ja auch so, dass sich die Öffentlichkeit nur auf ganz wenige konzentriert, weil die etwa Titel haben oder bei Großereignissen auffallen. Vielleicht gibt es in Afrika eine super Spielerin, aber keiner bekommt es mit, auch ich nicht, weil niemand über sie berichtet. Als Einzelne ist man durch die Medien etwas Besonderes, aber Frauenfußball an sich ist normal geworden.

Lange Zeit hieß es, Fußball sei kein Sport für Frauen und Fußball spielende Frauen seien nicht schön anzusehen. Gibt es diese Vorbehalte noch?

Ob ja oder nein, ist doch relativ egal. Wenn jemandem Frauenfußball nicht gefällt, habe ich da überhaupt kein Problem damit. Soll er ihn sich eben nicht ansehen. Ich schaue mir ja auch nicht jeden Sport an und mir gefällt auch nicht alles. Ich

denke aber, dass man sich etwas angucken sollte, bevor man urteilen kann. Wenn man es sich angesehen hat und immer noch sagt: Das gefällt mir nicht, das ist kein Fußball, wie ich ihn mag – dann ist das eben so.

Inzwischen betreiben Fußballerinnen einen hohen Aufwand, um in Bundesliga oder Nationalmannschaft bestehen zu können. Trotzdem werden nur die wenigsten wie Profis entlohnt. Wird sich das ändern?

Der Frauenfußball entwickelt sich sehr positiv und immer mehr Spielerinnen bekommen die Möglichkeit, ihn professionell zu betreiben. Aber klar ist auch: Man kann kein Geld ausgeben, das man nicht hat. Solange nicht mehr Sponsoren- und Zuschauergelder fließen, solange die Fernsehgelder noch so verteilt sind, wie sie es nun mal sind, so lange wird im Frauenfußball nicht mehr Geld ausgegeben. Das ist wie in der Wirtschaft: Was man nicht hat, kann man nicht ausgeben. Dafür machen wir allerdings das Ganze schon recht gut.

Warum wird nicht mehr Geld in den Frauenfußball gesteckt? Das afghanische Fußballprojekt „Learn & Play“ für Frauen und Kinder, für das Sie 2005 die Patenschaft übernommen haben, wird ja wohl nicht aus wirtschaftlichen Gründen unterstützt?

Man kann den deutschen Frauenfußball nicht mit so einem Projekt in Afghanistan vergleichen. Leistungssport hat nichts mit Entwicklungshilfe zu tun. Und dieses Projekt in Afghanistan ist Entwicklungshilfe.

Nachdem also der Frauenfußball hierzulande normal geworden ist, wollen Sie dabei helfen, ihn in anderen Ländern voranzubringen?

Sport an sich ist in Afghanistan keine Normalität, für Frauen

FRAUENFUSSBALL

Erst 1970 erlaubte der Deutsche Fußball-Bund Frauen offiziell das Fußballspielen, heute sind rund zehn Prozent der 6,3 Millionen DFB-Mitglieder Frauen. Inzwischen ist Fußball mit rund 30 Millionen Spielerinnen weltweit die beliebteste Sportart von Frauen. Die Frauen-Bundesliga gilt neben der schwedischen Damallsvenskan als beste Liga der Welt. Führende Clubs sind der aktuelle UEFA-Cup-Gewinner und DFB-Pokalsieger 1. FFC Turbine Potsdam und der deutsche Rekordmeister 1. FFC Frankfurt, bei dem die Spitzenverdienerinnen des Frauenfußballs spielen, die jedoch eine Ausnahme darstellen. Anders als ihre männlichen Kollegen können die wenigsten Fußballerinnen von dem Sport leben oder für die Zeit nach dem Karriereende sparen. Nur wenige international gefragte Stars wie Birgit Prinz, WM-Siegtor-Schützin Nia Künzer oder Nationalverteidigerin Steffi Jones (alle 1. FFC Frankfurt) sind durch eine Reihe von Werbeverträgen Vollprofis. 2003 gewann die Frauen-Nationalmannschaft vor rund zwölf Millionen deutschen Fernsehzuschauern erstmals die WM. Vom DFB gab es dafür ein eigenes Trikot mit einem WM-Stern und pro Spielerin 15 000 Euro Titelprämie. Zum Vergleich: Die deutschen Männer bekamen für die Qualifikation zur WM 2002 je 128 000 Euro Prämie. Auch bei der TV-Vermarktung stehen die Frauen noch hinten an: Die Frauen-Bundesliga ist Teil des DFB-Fernsehvertrages mit der Sportrechtefirma SportA. Je nach Anteil an der Übertragungszeit bekommen die zwölf Frauen-Bundesligisten derzeit 68 000 Euro pro Saison.



erst recht nicht. In Kabul sterben jeden Tag eine Hand voll Menschen, und zwar nicht durch Autounfälle, sondern durch Bomben oder andere Anschläge. Letzten August habe ich das Projekt besucht, um 36 Frauen ihre ersten Trainerlizenzen zu überreichen und das erste jährliche Jugendturnier einzuweihen, den Prinz-Cup. Die Menschen dort zu erleben war schon krass. Das Projekt in Kabul ist ja für Jungen und Mädchen, es ist auf ein Miteinander ausgerichtet. Das ist für ein Land, in dem sehr lange die Geschlechter getrennt waren, sehr wichtig: dass die Leute etwas miteinander erleben und sich kennen lernen. Und gerade für die Frauen ist der Sport etwas, was sie endlich dürfen. Etwas, um sich selbst darzustellen. Um auch wichtig zu sein. Um gleiche Rechte zu haben. Aber das Prinzip hinter dem Projekt ist, dass die Kinder in der dazugehörigen Schule eine gute Ausbildung bekommen und eine Zukunft haben. Auch das ist dort nicht so selbstverständlich wie bei uns und das steht für mich und die Organisatoren auch im Mittelpunkt.

Wie viel Einfluss kann Fußball überhaupt auf Meinungsbildung nehmen?

Es ist einfach gut, etwas zu haben, worüber man ins Gespräch kommt. Ich war in Kabul selbst sehr neugierig und habe versucht, mit den Lehrerinnen an der Schule und den Frauen, die in Kabul gerade beim Trainerinnen-Lehrgang waren, zu reden. Ich wollte ja auch verstehen. Wollte wissen, wie sie denken, denn das ist einfach eine ganz andere Kultur. Allein, dass man als Frau dieses Kopftuch tragen muss, ist ja für uns Europäer unheimlich schwer zu verstehen. Es gibt eben vieles, das die Frauen in Afghanistan machen müssen, ohne dass es einen richtigen Grund dafür gibt. Es gibt einfach Vorschriften, die die Gesellschaft und die Familie ihnen machen. Fußball zu spielen ist etwas, das ihnen hilft, aus diesem Rahmen herauszutreten.

Ist es richtig, einen Sport zu so einem politischen Ansatz zu nutzen, oder kann Sport so einen hohen Anspruch in der Gesellschaft gar nicht erfüllen?

Man muss das nicht so politisch sehen. Grundsätzlich sind solche Projekte auf alle Fälle ein guter Ansatz, der auch gelebt werden kann. Im Prinzip ist es aber das, was die Sportvereine hier ja schon jeden Tag leisten. Zumindest in den Großstädten ist es so, dass in vielen Fußballvereinen 60 oder 70 Prozent Ausländer spielen, aus den unterschiedlichsten Nationen. Die Kinder lernen sich über den Sport kennen und sind so in der Lage, über den gemeinsamen Sport Vorurteile abzubauen. Einfach weil man merkt: Hey, der ist ja auch nicht anders als ich. Deswegen finde ich, dass man Sport nicht politisch sehen muss, sondern als Chance begreifen kann, miteinander Dinge zu erleben. Als eine Möglichkeit, gemeinsam Emotionen zu erleben, wodurch es schon mal schwerer fällt, andere auszugrenzen, nur weil man sie nicht kennt.

Vor einigen Jahren noch haben Sie es entschieden abgelehnt, Ihre Bekanntheit zu nutzen. Warum glauben Sie jetzt, als Fußballerin Menschen prägen zu können?

Tatsache ist, dass einen die Leute ohnehin irgendwie wahrnehmen. Und Tatsache ist auch, dass mir die Leute durch meine Bekanntheit mehr zuhören als anderen. Ich habe das Gefühl, etwas Sinnvolles mit meinem Namen anfangen zu können, und ich denke inzwischen, das ist eine Chance, die Leute zum Nachdenken anzuregen. Ich will nicht, dass andere meine Meinung übernehmen. Aber ich will sie zum Denken anregen.

Denken Sie denn, als Fußballerin etwas erreichen zu können? Etwa durch die Antirassismus-Kampagne der Fifa, für die Sie sich einsetzen?

Wenn das Thema Rassismus aufkommt, beziehen wir Nationalspielerinnen ganz klar Stellung. Es ist auf einer so öffentlichen Bühne wie dem Sport wichtig, ganz klar zu sagen, dass man gegen Rassismus ist. Dass das im Sport nichts zu suchen hat, dass er überhaupt in der Menschheit nichts zu suchen haben sollte. Ich habe Rassismus selbst zum Glück noch nie erlebt, weder mit der Nationalmannschaft noch in der Bundesliga der Frauen. Aber das zu erwähnen und darauf aufmerksam zu achten ist wichtig.

Glauben Sie, als Fußballerin ein gutes Vorbild zu sein?

Das kann ich nicht beurteilen, da müssen Sie andere fragen. Aber grundsätzlich finde ich es gut, wenn Kinder Vorbilder haben und jemandem nacheifern können. Das hat eine wichtige Funktion, denke ich. Aber es ist nicht so, dass man alles, was Fußballer von sich geben, wie ein Heiligtum behandeln sollte. Es gibt durchaus größere Errungenschaften der Menschheit als Fußballspielen. Und es ist klar, dass in vielen Bereichen vielleicht andere Leute mehr Ahnung von der Sache haben, weil sie spezialisiert darauf sind.

Haben Sie deshalb jetzt an der Universität in Frankfurt noch ein Psychologiestudium angefangen, obwohl Sie bereits eine Ausbildung zur Physiotherapeutin haben? Von Ihren männlichen Nationalmannschaftskollegen würde man so eine Beschäftigung nicht erwarten.

Nur Fußball zu spielen ist mir einfach zu langweilig, ich fühle mich da nicht ausgelastet und zu sehr auf eine Sache fixiert. Außerdem will ich mir Zukunftsperspektiven aufbauen. Das ist etwas, woran männliche Fußballprofis vielleicht nicht so denken müssen. Physiotherapeutin zu sein ist zwar schön, aber ich wollte mir für die Zukunft einfach noch andere Möglichkeiten schaffen. Und ich bin zwar durch die vielen Lehrgänge der Nationalmannschaft und die UEFA-Cup-Spiele mit dem 1. FFC Frankfurt ziemlich eingespannt, aber noch lässt es sich ganz gut einteilen.

Sie sind Weltmeisterin, Europameisterin, UEFA-Cup-Siegerin, mehrmalige Deutsche Meisterin und



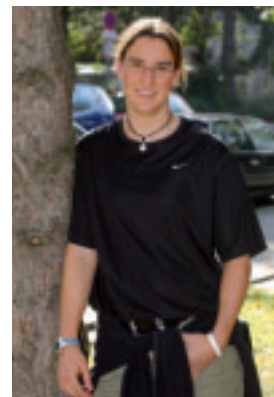
Pokalsiegerin, haben also sportlich nahezu alles erreicht. Warum spielen Sie immer noch Fußball?

Es macht mir einfach immer noch Spaß. Ich habe Fußball schon immer gespielt, weil er mir Spaß macht, nicht weil ich damit vielleicht etwas erreichen kann. Und den ganzen Trubel rundherum, der zurzeit herrscht, den habe ich mittlerweile gut kanalisiert. Ich habe mich durch meine Fußballkarriere ganz gut kennen gelernt und weiß mittlerweile, was ich will und was ich nicht will. Wenn ich etwas tue, dann möchte ich es immer zu hundert Prozent machen, egal, ob das Fußball ist oder etwas anderes. Wenn das nicht der Fall sein sollte, würde es wohl keinen Spaß mehr machen. Aber auch wenn es mit den Jahren stressiger geworden ist: Ich habe viel erlebt durch den Fußball und das Erleben geht weiter. ●

 Auf www.fluter.de: Monika Staab träumt von einer Frauenfußballschule in Frankfurt. Und: Das Lexikon zum Frauenfußball, von A wie attraktive Kleidung bis Z wie Zuwachsraten.

★ Birgit Prinz ★

Birgit Prinz wurde am 25.10.1977 in Frankfurt am Main geboren, wo sie auch heute lebt. Sie gehört mit einer Körpergröße von 1,79 Metern und einem Gewicht von 76 Kilogramm zu den dynamischsten und durchsetzungsfähigsten Spielerinnen weltweit. Die 28-jährige Nationalstürmerin des deutschen Rekordmeisters 1. FFC Frankfurt ist staatlich geprüfte Physiotherapeutin und studiert Psychologie an der Universität Frankfurt. In der deutschen Nationalmannschaft ist Prinz Spielführerin und Rekordtorschützkin. Mit der DFB-Elf gewann die Weltfußballerin der Jahre 2003, 2004 und 2005 die WM 2003, die EM 1995, 1997, 2001 und 2005 sowie die Olympische Bronzemedaille 2000 und 2004. Auf Vereinsebene feierte Birgit Prinz bislang acht DFB-Pokalsiege, sieben Deutsche Meisterschaften, die US-Meisterschaft 2002 mit Carolina Courage und den UEFA-Cup-Titel 2002.



ng

chaft: Fifi-
es zu toll
etär - und
einstigen
rderer auf

sche Schritte

llball-Verwalter
genug viel Zeit
Seit Samstag
a und Nordk
entwicklungshil-
chen. Ein Pro-
Meinung seines
Wahlkampf-
cht". Mehrfach
ine verschoben,
r Abstimmung.
Bemerkung wurde
Verband erst
gekündigt - ein
um Stimmen-

nd es noch drei
st sehr zuver-
Peking. „Es ist
l, und ich habe
hen.“ Tausende
-Ruffinen em-
e unglücklich
es war, der die-
deckt und ihn
". Der junge
on nicht einwi-
sens seit Freitag
eine starke Op-
laus hat.

Freitag kaum
Nebel. Es reg-
nung und ist
apokalyptisches
kleinen König
r dem Neben-
men, kosten-
schwere Ka-
her Fabrikati-
e 24 Mitglieder
miten - die
llballs Blatter
lt, er will die
na verhindern.
aus dem Raum
itters Berater-
Generalsekre-

um die Erwar-
ungen der An-
troffen haben.
referiert Zen-

ne-kult-ist

ne kult-
ne be-
ne be-
ne be-

Er hat kein
er getan hat.

FIFA-Präsident Joseph Blatter (rechts)
mit dem Exekutivkomitee-Mitglied
aus Neuseeland, Jack Dempsey, abge-
bildet zu einem Artikel in der Tages-
zeitung *Die Welt*.



Der Mann aus Überalls ist unter Druck. Und das liegt nicht an seinem Aufzug. Hier akzeptiert Joseph Blatter die Gepflogenheiten von Samoa (gemeinsam mit sei-
nem Kollegen Charles Dempsey vom FIFA-Komitee)

Als Zen-Ruffinen
Stille. Pünf der-
danten bitten Bl-
benraum und f-
Rücktritt auf. B-
schockt ab.

In der Anklage
vertreten wird u
Internet herunter
kann, wird ihm F
wirtschaft, Amten
worfen. Er soll
Exekutivmitglied
Koloskow 100 00
wandelst-
schädigung gesa
Zeit, als der g
Gremium saß (1
loskow verläßt d
ständige Sitzung
mittag. Weiter Bl
Schiedsrichter L
deau (Niger) von
Dollar zugesteckt
belastendes Mater
Gegenspieler Fari
Addo hatte den
asiatischen Verbo
Bin Hammam (Ka
bei der Wahl 199
Blatter gekauft.
Hammam begleit
durch China und N

Auch die Bilanz
Blatter stets gut g
kampffargument f
sein geschönt. So
verband 2000 ein-
294 Millionen Fr
Marketing-Rechte
als Gewinn ausgew
letzt deshalb sei di
klamm, weil Blatt
träge mit Kirch u
ISL geschlossen ha
höhere Angebote g

Der gute Onkel
mille denkt natürli
ben. Unter andere
terstah der Firma
Teil der Fifa-1
(Kosten: zwölf Milli
Chef von McKins
Blatters Neffe Phil

Ein Kapitel ist
Warner-Familie"
Detailliert ist darin
Blatter-Freund Jack
dent des Nord- und
Verbandes (Concoca
Familie begünstigt
Johansson, Chef des
Fußball-Union (Ue
der schärfsten B
verläßt die Sitzun
mend, steigt in a
und läßt den blaue
achtlos auf den name
len. „Er muss der Fif
tät ruhige geben. D
der Fifa kann nicht
stellt werde, wenn
bleibt“, sagt der Sch

Zen-Ruffinen sch
einander. Sonst bei d
gen des Chefs nur S
diesmal selbstlicher
dessen Führungsstil
tatur“ nennt. Und d
Die Beweise seien
scheidung auszureg
„Schon meine Grun
erzählt, dass eine C
rwei Klänge hat. Dis

Aber sein Charma
aufgesetzt, der Fifa-
melt ungeduldig mit
auf seinem Dossier.
schließend ins nahe
Dolder, wo er bis ku
nacht seine Vorwürf
Den Raum hat die U
der Gegner formiert
muss aufpassen, dass
wichtigsten Spiel nie
verworfen wird. So e

FOTO: BRUNO ALBA/CONTRASTO

Eine schrecklich nette Familie

Wenn der Weltfußballverband alle vier Jahre die WM vergibt,
geht es um milliardenschwere Wirtschaftsinteressen.
Dass dabei auch Korruption im Spiel sein könnte, gibt niemand gern zu.
Unser Autor schon.

Text: Martin Sonneborn

Am 9. Juni findet in München das Eröffnungsspiel der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 statt. Aber wenn unter dem Jubel der Zuschauer die Mannschaften von Deutschland und Costa Rica im Stadion einlaufen, wird ein Mann nicht an der Spitze der deutschen Elf traben – und dieser Mann werde ich sein. Leider. Obwohl ich mich natürlich körperlich fit zu halten suche, seit der Anwalt von Franz Beckenbauer mich seinerzeit in der Lobby des Stuttgarter Hotels „Marriott“ anfuhr: „Ja, ja, und Sie machen wir noch zum Ehrenspielführer der deutschen Nationalmannschaft!“ Auch wenn der Tonfall seiner Stimme mir merkwürdig sarkastisch erschien und er mir wenige Minuten später dann mit einer 600-Millionen-Klage der Fifa drohte, schlug ich selbstverständlich ein: „Einverstanden, abgemacht.“ Rein rechtlich gesehen, dürfte damit ein mündlicher Vertrag zustande gekommen sein, auch wenn ich momentan nicht allzu viel auf Einhaltung seitens des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) setzen würde. Im Grunde genommen ist sowieso Franz Beckenbauer an allem schuld. Beziehungsweise die denkwürdige Bewerbung um die WM 2006, die er für den DFB in Zürich vor dem Exekutiv-Ausschuss der Fédération Internationale de Football Association, kurz Fifa, ablieferte, damals im Juli 2000. Auch wenn nicht nur die Zürcher *Sonntagszeitung* sich seit Jahren wundert, „dass der Milliardenkonzern Fifa wie ein lokaler

Turnverein geführt wird“, konnte ich mir einfach nicht vorstellen, dass das schon für eine WM ausreichen sollte, was uns der Sender Phoenix da am Vortag der Entscheidung live in die *Titanic*-Redaktion übertrug: Schwitzend schwadronierte „der Kaiser“ auf einer Bühne über die ungeheure Qualität deutscher Straßen und Hotelzimmer, während hinter ihm Günter Netzer, Boris Becker, Claudia Schiffer und Gerhard Schröder eine halbe Stunde lang stumm lächelnd die Daumen drückten. Der Großteil der 24 Fifa-Delegierten, die am nächsten Tag über die Vergabe der Fußball-Weltmeisterschaft zu entscheiden hatten, war wesentlich älter als die deutschen Autobahnen; und es sah nicht so aus, als hätten Beckenbauers Argumente sie restlos beeindruckt. So würde das nichts werden, davon waren wir fest überzeugt.

Ich beschloss zu handeln. Zumindest ein paar Bestechungsfaxe könnte ich aufsetzen, das war ja wohl das Mindeste! Immerhin umwehte doch ständig und seit langem der Hauch der Korruption die Fifa-Delegierten und besonders ihren umstrittenen Präsidenten Joseph „Sepp“ Blatter, dessen Führungsstil gern mit dem des alten DDR-Politbüros verglichen wurde. Auch wenn die Staatsanwaltschaft ihm bisher nie etwas nachweisen konnte, weil Blatter selbst hoch verdächtige 25 000-Dollar-Geschenke ganz nonchalant mit reiner Menschenfreundlichkeit zu erklären pflegte.



„This final fax broke my neck.“

Fifa-Präsident Blatter (links) und sein Vorgänger, der Brasilianer João Havelange, bei der WM 1998 in Paris.

Aber was hatten wir von *Titanic* in einer ordentlichen Bestechungsaktion denn eigentlich groß zu bieten? Die Fifa nahm mit der Vermarktung des WM-Turniers und der Fernsehrechte alle vier Jahre derartige Mengen an Geld ein, dass es den Mitgliedern ihres Exekutivausschusses doch wahrscheinlich schon wieder zu den Ohren herauskam! Zumal wenn sie – ohne jegliche Kontrolle – noch kleinere Nebengeschäfte mit dem WM-Kartenkontingent ihres jeweiligen Verbandes machen konnten: Jack Warner etwa, der Vertreter von Trinidad & Tobago, hatte es dank seiner Fifa-Tätigkeit innerhalb weniger Jahre vom schlecht bezahlten Geschichtslehrer zum Multimillionär gebracht und macht nach Berechnungen der *Berliner Zeitung* mittels der 13 000 WM-Tickets, die seinem Verband für die WM in Deutschland zustehen, diesmal wieder rund sechs Millionen Euro Gewinn.

Mit anderen Worten: Wenn wir bestechen wollten, würden wir mit den 350 Euro, die sich gerade in der *Titanic*-Kasse befanden, wohl nicht sehr weit kommen. Während ich grübelte, fiel mein Blick auf das offizielle Fifa-Foto des US-Delegierten Chuck Blazer. Auf einmal wusste ich, was man Männern bieten kann, die schon alles andere haben: Für eine Stimmabgabe zugunsten Deutschlands annoncierte ich in meinem Bestechungsfax: „a fine basket with specialities from the black forest, including some really good sausages, ham and – hold on to your seat! – a wonderful coocoo-clock“. Die „verdammst guten Würste“ bot ich im Fettdruck an; wenn Sie wie ich gerade das Bild des sehr, sehr gut genährten Chuck Blazer vor Augen hätten, wüssten Sie auch, wieso.

Das Ganze unterschrieb ich mit „sincerely yours: Martin Sonneborn, Secretary TDES“, denn ich hatte gehört, dass in Wirtschaftskreisen gar nicht ernst genommen wird, wer unter dem eigenen Namen nicht das Wort „Secretary“ nebst einer sinn- und wahllosen Buchstabenkombination führt. Dass TDES für „Titanic, das endgültige Satiremagazin“ stand, wussten Mr. Blazer und seine Fifa-Kollegen nicht.

Um sicherzustellen, dass die Angebote auch ankamen, informierte ich die Dame an der Rezeption des Zürcher „Grand Hotel Dolder“ per Telefon darüber, dass gleich ein paar wichtige Dokumente per Fax kämen, und bat sie, diese weiterzuleiten. Dass sie die Faxe falten, in Briefumschläge stecken und – in Anbetracht der fortgeschrittenen Stunde, es war fast Mit-

ternacht – unter den Türen der Fifa-Herren durchschieben würde, konnte ich nicht ahnen. Dadurch bekam die ganze Angelegenheit so eine leicht unseriöse Note.

Bei der Abstimmung am nächsten Tag waren wir in der *Titanic*-Redaktion genauso überrascht wie sämtliche Experten, dass Deutschland in der geheimen Wahl knappestmöglich den Zuschlag für die WM erhielt. Aber es dauerte nicht lange, bis Fifa-Präsident Sepp Blatter gegen jegliche demokratische Gepflogenheit offen legte, dass der Neuseeländer Charles Dempsey, der im Auftrag seines Verbandes eigentlich für Südafrika stimmen sollte, sich der Stimme enthalten – und damit das Zünglein an der Waage gespielt hatte! Dempsey, mit 78 Jahren vermutlich einer der geistig Regeren im Komitee, war noch sportlich genug, sofort in Richtung Flughafen zu sprinten und die nächste Maschine nach Hause zu nehmen. Vor den Journalisten, die ihn in Neuseeland bereits erwarteten, sprach er dann von zahlreichen nächtlichen Bestechungsversuchen und erklärte: „This final fax broke my neck!“ Heute weiß ich, dass Charles Dempsey vor der Abstimmung eine schlaflose Nacht verbrachte. Selbst Nelson Mandela und Gerhard Schröder hätten noch telefonisch Druck auf ihn ausgeübt, schreiben die Zeitungen in den Tagen nach dem Skandal. Mittlerweile scheint es fast, dass der gebürtige Schotte sich der Stimme enthielt, um sich allen Einflussnahmen zu entziehen – und dass das nächtliche Fax ihm dazu einen willkommenen Anlass bot. Dass er mit seiner Entscheidung den Weg für Deutschland frei machte, war für den greisen Dempsey offenbar ebenso überraschend wie die Tatsache, „dass Fußball für viele Menschen so wichtig ist“. Zu den BBC-Reportern, die nach Dempseys Stellungnahme als Erste vor der *Titanic*-Redaktion in Frankfurt auftauchten, sagte ich: „Ich tat es für mein Land!“ Von den Briten, die sich bekanntlich ein recht unverkrampftes Verhältnis zu ihrer Nation bewahren, wurde das fraglos akzeptiert. Auf die Frage, ob man das Bestechungsangebot wirklich habe ernst nehmen können, pflegte ich zu antworten: „Ja, wenn man sehr hungrig war.“ Die Reaktionen in Deutschland fielen dagegen recht unterschiedlich aus. Vor allem als die *Bild*-Zeitung – empört, dass „der Kaiser“, die Fifa, der Fußball in den Ruch von Korruption gerieten! – auf der Titelseite dazu aufrief, uns in der Redaktion mal die Meinung zu sagen, und als Service für ihre

Leser auch gleich unsere Telefonnummer veröffentlichte. „Vaterlandsverräter! Euch Hunden droht der Tod!“, meinte ein Teil der Anrufer. „Ihnen sollte man die Satirelizenz entziehen“, verlangten andere. „Im Rechtsstaat gehören Leute wie Sie ins KZ!“, formulierten feine Dritte oder forderten: „Man sollte Sie auswandern!“ Ein Anrufer hinterfragte kritisch: „Sind das echte Deutsche bei Ihnen? Oderrrrr große Arschlöcher? Ich tippe auf Nummmerrrrr zwei!“ Richtig sprachlos aber macht mich bis heute der Vorwurf: „Wegen euch Schweinen haben wir die WM nicht gekriegt!“

Nicht wirklich begeistert zeigte sich auch der DFB. „Die Grenzen der Satire sind weit überschritten“, resümierte ein Sprecher. Aber selbst nachdem halbwegs seriöse Medien wie *FAZ* und *Tagesthemen* mittlerweile festgestellt haben, dass die „satirisch gemeinte Bestechungsaktion“ unserem Land „die Fußball-WM, 30 000 neue Arbeitsplätze und rund zwei Millionen Euro Bruttosozialproduktzuwachs“ brachte, bekommt man beim DFB noch sehenswerte Wutanfälle, sobald nur der Name *Titanic* fällt. Allein Ex-Teamchef Rudi Völler bot uns öffentlich die Hand, als er auf einer Pressekonferenz erklärte:



Die Männer, die entscheiden, wo eine WM stattfindet: das FIFA-Exekutivkomitee bei der Präsentation der WM-Kandidaten im Juli 2000.

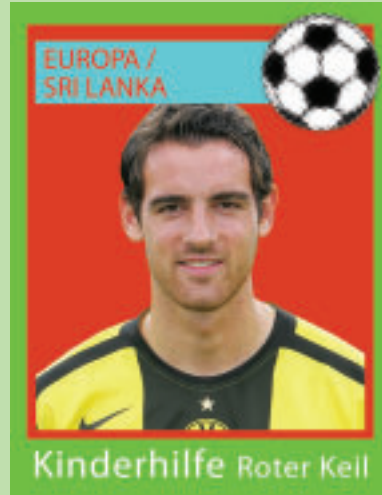
„Ich wollte mich noch mal bedanken, die Jungs von *Titanic* haben ja die WM nach Deutschland geholt.“

Wenn ich auch weiterhin – und bis zur letzten Minute! – auf die versprochene Ehrengeldführerschaft hoffe, zumindest um die angedrohte 600-Millionen-Klage sind wir noch einmal knapp herumgekommen. Beckenbauers Anwalt stellte mich in der Lobby des „Marriott“ letztlich vor die Alternative, ein von ihm vorbereitetes Schriftstück zu unterzeichnen. In dieser Erklärung sollte ich mich verpflichten, zeit meines Lebens nicht noch einmal durch Bestechungsfaxe auf die Vergabe von Fifa-Turnieren Einfluss zu nehmen. Ich gebe zu, es war nicht ganz einfach, beim Leisten der geforderten Unterschrift ernst zu bleiben; einen guten Witz macht man schließlich eh nicht zweimal. Aber letztendlich gelang es mir; immerhin ging es ja um sehr viel Geld. ●

Martin Sonneborn war Chefredakteur der „Titanic“. Von ihm erschien gerade: „Ich tat es für mein Land. Wie Titanic einmal die Fußball-WM 2006 nach Deutschland holte. Protokoll einer erfolgreichen Bestechung“, Bombus 2005.

Was ist was: Die Fifa

Die Fédération Internationale de Football Association (Fifa) wurde am 21. Mai 1904 in Paris gegründet, seit 1932 ist ihr Sitz Zürich. Gründungsmitglieder waren Frankreich, Belgien, Dänemark, die Niederlande, Spanien, Schweden und die Schweiz. Deutschland trat noch 1904 bei. Heute gehören der Fifa 207 Nationalverbände an, die in sechs Kontinentalverbänden organisiert sind, für Europa ist dies die UEFA. Aufgabe der Fifa ist es, die Fußball-Weltmeisterschaft, den Konföderationenpokal, die U-20- und U-17-Weltmeisterschaften, die Beach-Soccer-Weltmeisterschaft, gemeinsam mit dem IOC das Olympische Fußballturnier sowie die Frauenfußball-WM zu organisieren. Veranstalter der WM 2006 ist nicht Deutschland oder der Deutsche Fußball-Bund, sondern die Fifa. Das höchste Fifa-Entscheidungsorgan ist der alle zwei Jahre zusammentretende Kongress, der über die Statuten entscheidet und den Präsidenten wählt. Bei dieser Wahl hat jedes Mitglied eine Stimme, Togo genauso wie England. An der Spitze der Fifa steht der Generalsekretär, derzeit ist das der 70-jährige Schweizer Joseph S. Blatter, insgesamt beschäftigt die Fifa 270 Menschen. Die Fifa beansprucht alle im Zuge einer Fußball-WM entstehenden Bild-, Rundfunk-, Fernseh-, Marken-, Marketing- und Urheberrechte. Über die Verwertung dieser Rechte entscheidet das Fifa-Exekutivkomitee. Für die Fernsehrechte 2006 hat die Fifa insgesamt etwa 1,6 Milliarden Franken eingenommen, weitere rund 700 Millionen Franken kassiert die Fifa von Unternehmen, die mit der WM werben wollen. Die Ausrichtung kostet die Fifa rund eine Milliarde Franken. Das Fifa-Budget wird jeweils für die Dauer von vier Jahren festgelegt, für die Zeit vom 1.1.2003 bis 31.12.2006 werden Einnahmen in Höhe von 2,1 Milliarden Franken erwartet, denen Ausgaben in Höhe von 1,9 Milliarden Franken gegenüberstehen.



Wichtig ist neben dem Platz

In ihrer Freizeit widmen sich Profifußballer nur ihren blonden Frauen,
der Playstation oder dem Golf-Handicap, denkt man.
Bei manchen mag das zutreffen. Es gibt aber auch andere.

Text: Christoph Leischwitz

Oliver Kahn

Der Welttorhüter des Jahres 2002 wurde vor einem Supermarkt angesprochen, von einer Frau, die nicht einmal wusste, wie er heißt. Gisela Rockola kannte den blonden Sportler aber irgendwie aus dem Fernsehen. Was sie ganz genau wusste: Er konnte helfen. Und so erzählte sie ihre Geschichte. Dass ihr Sohn an Drogensucht gestorben war, nachts in seinem Bett. Nicht an einer Überdosis, sondern an einem Herzstillstand nach falscher Eigenbehandlung. Er wollte wieder clean werden, aber der rettende Therapieplatz war noch besetzt gewesen. Sie gründete ein Jahr später eine Drogensoforthilfe. Oliver Kahn hörte zu. Er war beeindruckt von der Frau und ihrem Willen, anderen ein ähnliches Erlebnis zu ersparen. Schon am nächsten Tag spendete er und seitdem nimmt er regelmäßig an Benefizaktionen für die Soforthilfe teil. Außerdem unterstützt er das Münchner Projekt „bunkicktgut“, das Straßenfußball-Ligen organisiert (Artikel auf Seite 28 in diesem *fluter*) und schon vielen Jugendlichen, darunter Waisenkindern, erst die Förderung durch einen richtigen Verein möglich gemacht hat. Im Februar 2006 versteigerte Kahn sich selbst auf eBay, das heißt: zehn Minuten mit ihm, unmittelbar nach einem Fußballspiel. Der Erlös von 1700 Euro ging an „bunt kickt gut“.

Thierry Henry

Im Herbst 2004 verbreiteten sich in vielen Fußballstadien Europas, vor allem in Spanien und Italien, Rassismusgesänge. Bald waren sie Alltag. In Italien unterbrach deswegen sogar ein Spieler von der Elfenbeinküste eine Partie, indem er den Ball in die Hand nahm und den Schiedsrichter aufforderte, etwas zu unternehmen. Thierry Henry, 28-jähriger französischer Stürmer des FC Arsenal London, wurde in Madrid beschimpft, als Spanien gegen Frankreich spielte. Zuvor hatte der spanische Nationaltrainer Luis Aragonés Henry als einen „Scheißneger“ bezeichnet. Dumpfe Fans nahmen die Steilvorlage auf. Aragonés ist übrigens immer noch Trainer. Ausnahmsweise startete nicht ein großer Konzern eine Kampagne, sondern Henry fragte umgekehrt die Sponsoren. Die berühmten schwarz-weißen Armbänder haben sich seitdem hunderttausendfach verkauft. Der Erlös dient der Finanzierung einer Studie, die sich mit Rassismus in Fußballstadien befasst.

Markus Merk

Die Einschaltquoten für das EM-Finale in Portugal 2004 waren in Indien überdurchschnittlich hoch. Grund war der deutsche Schiedsrichter, der dort ein hohes Ansehen genießt. Seit Jahrzehnten fährt Markus Merk mit seiner Frau nach Indien in den Urlaub, wobei es sich eigentlich nicht um Urlaub handelt. Der 44-jährige Zahnarzt geht dort seinem ursprünglichen Job nach und richtet jenen Menschen die Zähne, die es sich niemals leisten könnten, dafür zu zahlen. Markus Merk half mit, die vor 15 Jahren

gegründete „Indienhilfe Kaiserslautern“ effizienter zu machen, es blieb nicht nur beim Zählerichten. Mittlerweile wurden fünf Waisenhäuser, drei Schulen und ein Altenheim gebaut. Ganz nebenbei gilt Merk als erfolgreichster Schiedsrichter der Welt, schon mehrmals wurde er als solcher ausgezeichnet. Solange er das bleibt, wird auch das Indienprojekt erfolgreich weiterwachsen.

 www.merk-es-dir.de

Pablo Thiam

Pablo Thiam, Profi beim VfL Wolfsburg, packt selbst mit an: Für das „Kinderprojekt Arche“ spendet er nicht nur, er gibt den Kindern auch Fußballtrainingsstunden. Die etwa 150 Mädchen und Jungen, die in Berlin-Hellersdorf täglich zu der christlichen Einrichtung kommen, sind die sichtbaren Opfer der steigenden Armut in Deutschland. Bei der „Arche“ bekommen sie warme Mahlzeiten, schulische Unterstützung und, wenn nötig, auch Schutz vor den eigenen Eltern. Thiams Ehefrau arbeitet dort aus-hilfsweise mit. „Ich weiß, wie gut es mir und meiner Familie geht, und ich weiß auch, dass es Kinder und Jugendliche gibt, denen ich helfen kann. Deswegen setzen wir uns für die Arche ein“, sagt Pablo Thiam. So können auch Feriencamps finanziert werden, um den Kindern Abwechslung zu bieten. Eine Gruppenreise übernahm Thiam auch schon selbst: 25 Kinder durften zu einem Spiel des VfL Wolfsburg, inklusive Stadionführung. Mit Happyend: Wolfsburg gewann 2:1 gegen Kaiserslautern.

 www.kinderprojekt-arche.de

Christoph Metzelder

Eigentlich war Kaplan Jochen Reidegeld FC-Bayern-Fan. Doch weil er im Münsterland wohnt, fragte er vor fünf Jahren einmal beim viel näher gelegenen Verein Borussia Dortmund an. Er hoffte, Spieler für den „Roten Keil“ gewinnen zu können, ein Netzwerk gegen internationale Kinderprostitution. Der Kaplan war sehr erfolgreich. Mittlerweile helfen viele Sportler und Sportreporter (Marcel Reif, Dieter Kürten) dem Netzwerk bei der Öffentlichkeitsarbeit und Fredi Bobic, Sebastian Kehl und Christoph Metzelder sind sogar die ersten Gesichter, die man auf der Homepage des „Roten Keils“ zu sehen bekommt. Vor allem der 25-jährige BVB-Verteidiger und Nationalspieler Metzelder engagiert sich regelmäßig für das Projekt: Er übernahm nicht nur die Schirmherrschaft für Benefizspiele, sondern auch Patenschaften für ausländische Schulen. Der „Rote Keil“ arbeitet aber auch im eigenen Land: „Deutschland ist nicht nur ein Land der Täter, sondern auch der Opfer“, schreibt Metzelder in einem Buch, das er gerade gemeinsam mit Kaplan Reidegeld zusammenstellt. Der Kaplan ist jetzt übrigens nicht mehr Bayern-, sondern Dortmund-Fan. „Da hat tatsächlich eine Bekehrung stattgefunden“, sagt er.

 www.rotkeil.net/

DIE GLOBALISIERUNG

Fußball wird auf der ganzen Welt gespielt, geliebt und verstanden. Fußball verkauft sich blendend und mit ihm kann man überall alles Mögliche verkaufen. Warum ist das so? Der amerikanische Journalist Franklin Foer hat sich mal umgeschaut.

Interview: Tobias Moorstedt Fotos: Neville Gabie



Londonderry, Nordirland



Le Kef, Tunesien

Herr Foer, Fußballfans in den USA hatten es lange Zeit nicht leicht. Die USA waren eine fußballfreie Zone.

Das waren schlimme Zeiten. Doch nach und nach schlossen neue Technologien diese Lücke. Heute bringen Internet und Satelliten-TV, der Herr sei gepriesen, Fußballspiele aus Europa und Südamerika in mein Wohnzimmer. Zum Beispiel den vereins-eigenen Kabelkanal von Real Madrid oder Partien aus Paraguay, England und Italien.

Meine Lieblingsmannschaften sind der FC Arsenal und vor allem der FC Barcelona.

Dann sind Sie ein Globalisierungsgewinnler. Sie profitieren als Fußballfan von dem Prozess, den der Globalisierungs-Euphoriker Thomas Friedmann als „unerbittliche Integration der Märkte, Nationen und Technologien“ beschrieb, die es Individuen und Unternehmen ermöglichen, „sich schneller, effektiver und billiger als je zuvor um den Globus zu bewegen“. Rolllt jetzt auch der Ball schneller?

Für mich hat die Globalisierung positive Folgen gehabt. Aber genau wie die wirkliche Welt ist auch die Fußballwelt kompliziert, unübersichtlich und voller Widersprüche. Es hieß doch einmal, dass die Globalisierung den Entwicklungsländern helfen werde, ihre wirtschaftlichen Probleme zu lösen; dass wir alle davon profitieren, wenn die Welt kleiner wird. Globalisierung ist nicht prinzipiell gut oder böse. Aber genau wie dieser Prozess auf der wirtschaftlichen Ebene Dinge wie Sweatshops oder exzessives Outsourcing hervorgebracht hat, verschärft er im Fußball Probleme wie Korruption oder Rassismus.

Sie haben Fußballspiele in Brasilien, im Iran, in der Ukraine und in Spanien besucht. Wissen Sie jetzt, warum Fußball auf der ganzen Welt so beliebt ist?

Es gibt sicher eine gewisse Verbindung zwischen dem Spiel selbst und seinem Erfolg: dass man kaum Ausrüstung dafür braucht,

dass man es in jedem Klima spielen kann. Der zentrale Grund ist aber wohl seine Geschichte. Fußball war das erste Beispiel für das Phänomen, das wir heute Globalisierung nennen. Fußball war der erste weltweite Hype – vor Hula-Hoop und Coca-Cola – und ist gegen Ende des 19. Jahrhunderts in einer massiven, nie da gewesenen Welle um die Erde gegangen. Der Fußball kam zur richtigen Zeit am richtigen Ort zur Welt. Sein Geburtsland England war damals die kulturelle Hegemonialmacht und übte großen Einfluss auf andere Länder aus. Außerdem entstand gleichzeitig die Massenkultur; mit Massenmedien wie Radio und später dem Fernsehen. Durch all diese Faktoren sicherte sich der Fußballsport ein Monopol, bevor er sich einer ernst zu nehmenden Konkurrenz gegenüber sah.



Ngutu, Südafrika

Mit der Eleganz des Hackentricks hat das also gar nichts zu tun?

Kaum. Wenn Basketball unter den gleichen Voraussetzungen auf die Welt gekommen



Belfast, Nordirland

wäre, hätten wohl Dunking und Dreier die Welt heute ähnlich im Griff wie Fallrückzieher und Foul. Der Grund für den Erfolg des Fußballs hat wirklich mehr mit dem sozioökonomischen und politischen Wandel zu tun als mit der Schönheit des Spiels.

Ernüchternd. Trotzdem hat der Sport einen enormen Einfluss. Jürgen Klinsmann schreibt im Vorwort zu Ihrem Buch mit gewohntem Übermut, dass „sich die Probleme und Hoffnungen der Welt im Fußball spiegeln“.

Fußball wird auf der ganzen Welt geliebt. Fans und Spieler bilden einen gigantischen Markt – mit noch gigantischerem Wachstumspotenzial. Das führt dazu, dass die Globalisierung hier schneller voranschreitet als in anderen Branchen. Fußball ist das globalisierteste Phänomen überhaupt auf unserem Planeten: noch vor Rockmusik, Coca-Cola und Hollywood. Das macht aus diesem Sport ein gutes Labor, in dem man erkennen kann,

wie eine komplett globalisierte Welt einmal funktionieren wird. Mit welchen Problemen und Widersprüchen sie zu kämpfen haben wird. Fußball ist für mich eine Metapher dafür, wie Menschen ihre Identität unter globalisierten Bedingungen definieren. Fans bekommen heute Ergebnisse und Bilder aus der ganzen Welt. Da stellt sich doch die Frage: Verändert sich dadurch die Bindung an regionale Clubs?

Und? Tut sie das?

Zunächst einmal: Fußball ist Teil einer regionalen Kultur. Deshalb ist die Erfahrung des Fanseins in jedem Land, ja, in jeder Stadt einzigartig. In Kiew dominiert als Deutungsmuster des Spiels zum Beispiel der ukrainische Nationalismus. In Italien, das keine lange Geschichte des Nationalstaats kennt, werden Spiele als Symbole inneritalienischer Verteilungskämpfe oder politischer Konflikte überhöht: zum Beispiel das reiche Mailand gegen das arme Neapel, die faschistische



Pont d'Ardes, Frankreich

Rhetorik und Symbolik der Lazio-Rom-Fans gegen das linke Fanlager von Livorno. Politik, Kultur und Geschichte sind immer um uns herum und üben ihren Einfluss aus. Die These der Globalisierung lautet aber: Jeder Mensch wird aufgehen in einer Kultur der Massenunterhaltung, in der TV-Shows, Kinomärchen und andere Programmarten wie der Fußball die verschiedenen Rassen in einen allgemein gültigen Bezugsrahmen einbinden würden.



Das würde bedeuten, dass alle Menschen Fans von Real Madrid werden. In Ihrem Buch schildern Sie aber, wie das Glasgower Lokalderby mit unveränderter Intensität ausgetragen wird.

Lokalderbys sind überall die Spiele mit dem meisten Zündstoff. Niemand, so scheint es, kann hassen wie ein Nachbar. Doch hinter der Rivalität zwischen Celtic und den Rangers steckt mehr als Feindschaft durch Nähe. Es geht um den nie beendeten Kampf um die englische Reformation. Die Rangers sind der Club der Protestanten, die Celtics der der Katholiken. Ich stand einmal bei einem Glasgower Derby im Fanblock von Celtic und ich sage Ihnen, mir wurde ganz schön mulmig, als die Rangers-Fans sangen: „Wir stehen bis zu den Knien in eurem Blut.“ Das klingt, als hätte sich in den letzten 100 Jahren nichts verändert. Aber natürlich spielen auch Rangers und Celtics unter den Bedingungen der Globalisierung. Da spielen Brasilianer, Dänen, Franzosen, Afrikaner. Seit Ende der Neunziger schicken die Rangers fast genauso viele Katholiken aufs Feld wie Celtic. Aber sie verkaufen immer noch orange-farbene Trikots der protestantischen Bewegung und spielen über die Stadionlautsprecher antikatholische Lieder. Und der Rangers-Kapitän, ein Italiener und Katholik, feuert die Fans an, lauter zu singen. Das ist ganz schön absurd.

„Play global, be local!“ Ist das dann also das Stichwort?

Entgegen der Logik der Globalisierung hat

sich in Glasgow bis heute das geschilderte fußballerische StamMESSsystem erhalten, weil es seinen Bewohner eine Art pornografisches Spektakel bildet. Die Rangers unterscheiden sich kaum von anderen Vereinen wie AC Mailand oder Arsenal London. Trotzdem sind Wappen und Traditionen für die Fans eine wichtige Konstante.

Eine Konstante, die von den Menschen trotz der scheinheiligen Inszenierung als authentisch erlebt wird und an der sie sich festhalten können, in der zunehmend unübersichtlichen Welt.

Die Globalisierung lässt die Menschen scheinbar auf ältere Quellen ihrer Identität wie Religion oder das StamMESSsystem zurückgreifen. Zu diesen Tiefenstrukturen eines Gemeinwesens gehört auch der Sport. Er wird als Teil der eigenen Identität begriffen, die gegen die einstürmende Welt verteidigt werden muss. Eine derartige Globalisierungsphobie kann man selbst in den USA beobachten. Dort sind viele Menschen gegen



den Fußball, weil sie ihn als unamerikanisch empfinden und Angst haben, dass Amerika mit dem Baseball auch gewisse Werte über Bord wirft.

Sind Fußballvereine also so etwas wie Stämme?

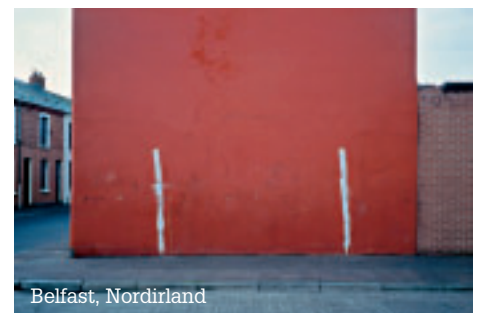
Ich denke, es ist Teil der menschlichen Natur, dass man sich in Gruppen aufteilt. Fußballclubs sind wirklich Clubs, also soziale Vereinigungen, die eine Nachbarschaft, einen Block repräsentieren. Die besten Beispiele hierfür findet man in Lateinamerika. In Städten wie Sao Paulo gibt es Dutzende Clubs: Palmeiras ist der Club der italienischen Einwanderer, Portuguesa jener der Portugiesen, Corinthians spielt für die Arbeiterklasse und der FC für die Elite. Die Menschen fühlen sich in diesen Stammesstrukturen sicher.

Aber es heißt doch, dass der Fußball die Welt zusammenbringe. Was stimmt denn nun?

Auch das ist wahr. Es gibt viele Beispiele, in denen der Fußball als mächtige Kraft der sozialen Kohäsion und kulturellen Vielfalt wirkt. Nehmen Sie die Feiern nach dem französischen WM-Sieg 1998, als das ganze Land das neue bikulturelle Frankreich mit weißen und schwarzen Spielern bejubelte. Was stimmt, ist auch, dass die Weltmeisterschaft die Erde schrumpfen lässt. Jeder wird Teil einer einzigen, globalen Konversation. Es gibt nur ganz wenige Ereignisse, die das zu Stande bringen.

Ende der Neunziger kämpften die europäischen Vereine weniger um die Champions League und mehr um die asiatischen Märkte. Ist es möglich, dass ein Club Fans auf der ganzen Welt hat?

Es ist schwer, von diesen Megamarken wie Manchester oder Madrid nicht eingeschüchtert zu werden. Sie haben sich symbiotisch mit Konzernen wie Nike und Adidas verbunden und Kontinente übergreifend Fans aus alten Loyalitäten herausgelöst und neue Anhänger herangezogen. Das geht natürlich auch nur, weil die Clubs selbst internationa-



ler werden und so neue Identifikationspotenziale bereitstellen. Bei Bayern spielt doch auch ein Iraner, oder? Aber es gibt nur zwei oder drei wirklich global erfolgreiche Fußballvereine. Das war fast ein bisschen wie zur Zeit des Kolonialismus: Du kommst als Erster an einem Markt an, steckst deine Vereinsflagge in die Erde und rufst: meins!

Bei uns hat sogar der Zweitligist TSV 1860 München chinesische Websites.

Das ist witzig. Die wird sicher nicht oft gelesen. Denn auch im Fußball gilt: Man braucht eine gewisse Größe, um vom Weltmarkt zu profitieren.

Aber auf dem Platz wächst die Welt zusammen, oder? Bei den meisten Profimannschaften spielen mehr ausländische als einheimische Spieler.

Es gab diese Zeit in den Neunzigern, als plötzlich baskische Mannschaften unter walisischen Trainern mit türkischen und hollän-



Dunkerque, Frankreich

dischen Spielern aufliefen. Aus meiner Fernsehesselperspektive sah es so aus, als wären nationale Grenzen und Identitäten im Müll-eimer der Fußballgeschichte gelandet. Aber als ich dann vor Ort war, zeigte sich ein ganz anderes Bild.

Wie sah es aus?

Es gibt auch im Fußball enorme Migrationsbewegungen von Süd nach Nord. Fast wie die realen Flüchtlingstrecken aus der Dritten in die Erste Welt. Und die Menschen reisen aus ganz ähnlichen Gründen. Es spielen 5000 Brasilianer auf der ganzen Welt. Aber das sind nicht nur Starmärchen, die auf der großen Bühne in Mailand aufgeführt werden. Die Jungs spielen auch auf den Färöer-Inseln, in Albanien oder Rumänien. Weil es überall besser ist als daheim. In der Ukraine spielen zum Beispiel 15 Nigerianer. Glücklicherweise sind sie nicht. Die nigerianischen Spieler leiden in der minus 30 Grad kalten Winterpause. Neid, Vorurteile und Rassismus zerstören die Utopie. Das ist in der EU nicht anders: Selbst im multikulturellen Eng-



Liverpool, England



Rio de Janeiro, Brasilien

land machen die Fans Affengeräusche, wenn ein afrikanischer Spieler aufläuft.

Am Ende beschreiben Sie Ihre Vision eines aufgeklärten Weltbürgerfans. Wie sieht der aus?

Es gibt Clubs mit einer multinationalen und pluralistischen Identität wie etwa den FC Barcelona. Barca rettet den Fußball vor der Kritik, dass er die Menschen auch im 21. Jahrhundert zu Steinzeitmenschen macht. In Barcelona gibt es ein Bewusstsein, das ich „milden Nationalismus“ nennen möchte. Die Barca-Fans vergöttern ihren Club – und versteigen sich fast nie in Feindseligkeiten gegenüber anderen Fans. Dafür sind sie viel zu beschäftigt, der Schönheit und dem Zauber des Fußballs zu huldigen. Ob ich damit Recht habe, kann ich nicht sagen. Ich bin ja nur ein Fan. ●

 Auf www.fluter.de: Kreisklassenglobalisierung – warum im Bayerischen Wald auf tschechische Spieler gesetzt wird.

Franklin Foer, 30, ist der jüngere Bruder von Jonathan Safran Foer (*Alles ist erleuchtet*) und begann 1982 in Washington D.C. mit dem Fußball. Gebracht hat das Training nichts. Foer beginnt sein Buch *Wie man mit Fußball die Welt erklärt* (München, 2006) mit den Worten: „Ich bin ein lausiger Spieler.“ Foer ist Redakteur des Politikmagazins *The New Republic* in Washington.



IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, Ausgabe 18, März 2006

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), Adenauerallee 86, 53113 Bonn, Tel. 01888 / 515-0

Redaktion:

Thorsten Schilling (verantwortlich), Bundeszentrale für politische Bildung (schilling@bpb.de), Dirk Schönlebe (redaktionelle Koordination), Heiko Zwirner (Chef vom Dienst), Thomas Kartsolis (Art Direction), Alexandra Rusitschka (Grafik)

Texte und Mitarbeit:

Marc Baumann, Michael Brake, Dr. Klaus Ehringfeld, Daniel Erk, Anne Haeming, Boris Herrmann, Raphael Honigstein, Christoph Leischwitz, Barbara Lich, Caroline von Lowtzow, Tobias Moorstedt, Bastian Obermayer, Dirk Schönlebe, Evi Schreiber, Jakob Schrenk, Roland Schulz, Anne Siemens, Martin Sonneborn, Kathrin Steinbichler

Fotos und Illustrationen: Frederik Busch, Dorothee van Bömmel, Florian Gmach, Alfred Jansen, Paul Kranzler, Sorin Morar, Olaf Unverzart, Alexandra Rusitschka

Schlussredaktion: Isolde Durchholz

Redaktionsanschrift / Leserbrief:

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, sv corporate media GmbH, Emmy-Noether-Straße 2/E, 80992 München, Tel. 089/2183-8327; Fax 089/2183-8529; leserbriefe@heft.fluter.de

Satz + Repro: IMPULS GmbH, Taubesgarten 23, 55234 Bechtolsheim

Druck: Bonifatius GmbH
Druck – Buch – Verlag
Paderborn
lerserservice.fluter@bonifatius.de

Abo verlängern & abbestellen:
Tel. 05251/153-188 (24 Std.)
Fax 05251/153-199

Abo bestellen & Service
Tel. 05251/153-180
Fax 05251/153-190

Bonifatius GmbH
Stichwort: fluter
Postfach 1269
33042 Paderborn

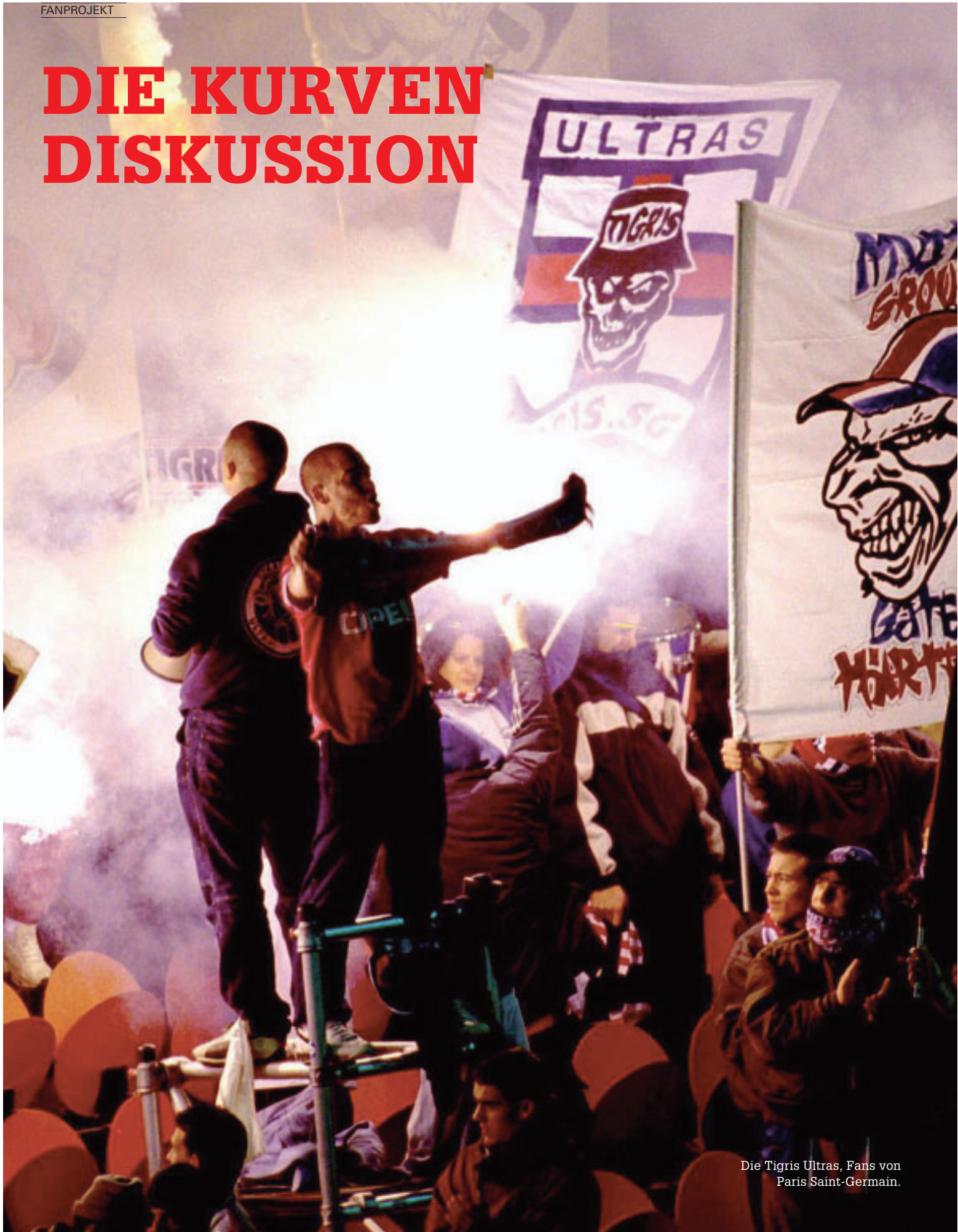
Nachbestellungen von fluter werden ab 1 kg bis 15 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

ISSN 1611-1567 Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de, www.bpb.de

Online-Bestelladresse:
www.fluter.de/abo

DIE KURVEN DISKUSSION



Die Tigris Ultras, Fans von
Paris Saint-Germain.

Sie sorgen für Stimmung in den Stadien und manchmal für Stirnrunzeln bei Vereinen und der Polizei: Mit den Ultras hat sich im deutschen Fußball einiges geändert.

Text: Christoph Leischwitz

Megaphone, Transparente mit Doppelhalter, Gesänge, Fanartikelverkauf: Würden sie nicht in einem Fußballstadion stehen, man könnte Ultras für eine Ökogruppe halten, die in den achtziger Jahren hängen geblieben ist. Auf Transparenten protestieren sie gegen die Kommerzialisierung des Fußballs oder die Politik der Vereine, möglichst nur noch angepasste Fans ins Stadion zu lassen. „Gegen den modernen Fußball“ oder „Was ihr nicht kaufen könnt, verbietet ihr“ gehören zu ihren Slogans. Ultras unterstützen Aktionen wie „15.30“, weil sie nicht wollen, dass Fernsehsender ein Mitspracherecht bei den Anstoßzeiten der Bundesliga haben. Ultras planen aufwändige Aktionen, mit denen sie die Fankurve oder das ganze Stadion in die Farben ihres Vereins tauchen. Ihre Ziele: Spaß haben, den Fußball feiern und ihren Verein unterstützen, immer und überall.

Die Organisation von Ultra-Gruppierungen begann in Deutschland vor rund zehn Jahren, sie fiel zusammen mit dem Niedergang der britischen Fankultur, die bis dahin jahrzehntelang das Bild der deutschen Fankurven geprägt hatte: grölende Gesänge auf bekannte Melodien, mehrere Schals in den Farben der eigenen Mannschaft, alles in penetranten Biergeruch getaucht. Der so genannte „Kutentträger“ war eine spezielle deutsche Form dieses Proll-Fans: das Vereinselement auf die Rückseite der Jeansjacke genäht, drum herum dutzende Aufnäher.

Anfang der Neunziger gewann die italienische Fankultur an Einfluss. Das lag vor allem daran, dass sich das Publikum im Fußballstadion änderte. „Ultras kommen aus dem Bildungsbürgertum, sehr oft sind sie Studenten“, sagt Gunter A. Pilz, Soziologe aus Bremen, der seit mehr als zwanzig Jahren die Gewalt im Stadion erforscht. Ein Mitglied der Ultras Hannover, selbst Geschichtsstudent, bestätigt das: „Viele Ultras haben sich aus der Kutenszene rekrutiert. Damals dachte man irgendwann: Das sind doch alles Assis.“ Heute werden viele Erst- und Zweitligavereine von Ultra-Gruppierungen unterstützt, denen einige hundert Mitglieder angehören.

Die Ultra-Kultur entstand in den sechziger Jahren in Italien, als sich Jugendliche organi-

sierten, um ihren Verein zu unterstützen. Nachdem Fans des AC Turin einmal einen Schiedsrichter, mit dessen Entscheidungen sie nicht einverstanden waren, bis zum Flughafen verfolgten, nannte eine Zeitung dies „ultra“ – die Bewegung hatte ihren Namen. In den achtziger Jahren gab es Ultra-Gruppierungen mit mehr als 10 000 Mitgliedern, zum Beispiel die Fedayn (SSC Neapel) oder Fossa dei Leoni (AC Mailand). Einzelne Gruppen sind konkreten politischen Richtungen zuzuordnen: Die Irriducibili Lazio (Lazio Rom) sind rechtsextrem, die Brigade Autonome Livornesi (AS Livorno) linksextrem. Und sie haben Einfluss. Die nazistischen Fans von Hellas Verona beispielsweise verhinderten mehrmals den Einkauf von schwarzen Spielern. Einmal demonstrierten sie im Stadion mit Ku-Klux-Klan-Kapuzen

„Der Begriff Ultra ist eine bewusste Provokation ohne politische Inhalte.“

erfolgreich gegen eine bevorstehende Verpflüchtung.

In Deutschland sehen Vereine, Medien, DFB und Sicherheitsbehörden die Ultra-Bewegung auch wegen dieser in Italien entstandenen Tendenzen bisweilen skeptisch und versuchen, etwaige Parallelen mit aller Macht zu verhindern. Die Ultra-Bewegung macht sich, kaum zehn Jahre alt, daher schon Sorgen um ihren Nachwuchs. „Die Jüngeren bekommen ein verzerrtes Bild vom Rechtsstaat und der Polizei, sie werden ständig drangsalieren.“ Das erzählt der Hannoveraner Ultra, der darum bittet, seinen Namen nicht zu nennen. Er sagt, Ultras ließen sich nicht gern von anderen reinreden. Andererseits seien die Reaktionen der Polizei auch nicht immer angemessen: „Wenn jemand gewalttätig ist und dann bestraft wird, sagt niemand etwas. Aber man wird ja schon bestraft, wenn eigentlich gar nichts passiert ist.“ Es sind Fälle belegt, für

die Letzteres zutrifft. In Mönchengladbach wurde ein Ultra des FC Bayern dabei erwischt, wie er auf einer Toilette einen Aufkleber hinterließ – er bekam mehrjähriges, bundesweites Stadionverbot. Und in Freiburg wurden einem Fan von einem Polizisten mehrere Zähne ausgeschlagen. Doch zu einem Streit gehören immer zwei und die Ultras sind gute Provokateure. „Es gehört zu ihrem Selbstverständnis, die Polizei als Feindbild zu haben“, sagt Pilz: Weil Ultras gern ihre eigenen Regeln aufstellten, gerieten sie automatisch mit Offiziellen aneinander, mit dem Verein oder den Ordnern. Zum Beispiel beim Thema Pyrotechnik: Bengalische Feuer gehören eigentlich zu den normalen Utensilien eines Ultras, in Deutschland wird aber sehr genau darauf geachtet, dass nichts dergleichen ins Stadion geschmuggelt wird. Am schlechten Image sei auch das Fernsehen schuld, sagt der Anhänger von Hannover 96: „Wenn in der Zweiten Liga ein bengalisches Feuer brennt, sind das Verbrecher. Aber wenn am Sonntagabend auf DSF internationaler Fußball gezeigt wird, ist es auf einmal südländische Begeisterung.“ Nicht zufällig sind die Medien das zweite große Feindbild der Ultras. „Sie fühlen sich von den Medien entmündigt, sie wollen ihr eigenes Event aufziehen“, sagt Pilz.

Politische Ambitionen kann Pilz bei den deutschen Ultras nicht erkennen, seiner Ansicht nach kokettieren sie lediglich mit einem Begriff, der in Deutschland sofort die Assoziation zum Extremismus weckt. „Der Begriff Ultra ist eine bewusste Provokation ohne politische Inhalte.“ Die Schickleria München oder die Mehrheit der St.-Pauli-Fans sind dem neutralen oder eher linken Spektrum zuzuordnen – was nicht die Unterstützung einer bestimmten Partei bedeutet. Auch wenn sicher nicht alle Ultras so gewaltfrei leben, wie sie häufig selbst behaupten, meint Gewaltforscher Pilz doch, dass die Verbände anders mit ihnen umgehen sollten. Die Medien- und Konsumkritik der Ultras, ihre regionale Verankerung sollten ernst genommen werden, sagt Pilz. „Sie sind der Seismograf für die gesamte Gesellschaft und deren Wünsche und Bedürfnisse. Das sind keine Spinner.“



BALL TOTAL

Die WM-Euphorie hat die Werbeindustrie erreicht. Das werden wir noch bereuen.

Text: Bastian Obermayer

Deutschland, im Jahr der WM: „Die beste Aufstellung für 2006“, jubelt ein Spruchband und darunter, im Schaufenster der Hypovereinsbank, stehen ein Paar über den Waden abgeschnittene Fußballerbeine herum. Es scheint um ein Anlagemodell zu gehen. Die Postbank füllt ein Stadion mit gelben Bällen und Volkswagen erklärt den Polo zum Libero und den Golf zum Goalgetter. Im Werbespot der Bayerischen Zimmerer- und Holzbauverbände (VBZH) taucht eine Fußballspardose auf und eine den Kräuterschnaps Kümmerling trinkende Runde macht Fußballwitze. Und das alles ist erst der Anfang.

Die Werbung ist endgültig im Jahr der Weltmeisterschaft angekommen und es gilt anscheinend der Satz: Eine Marke kann gar nicht so fußballfern sein, als dass man sie nicht

**Turnierburger,
Flugzeugnasen,
Wettmeister –
Hauptsache
Fußball, oder?**

doch irgendwie mit der Weltmeisterschaft in Verbindung bringen könnte. Laut einer Umfrage wollen 70 Prozent der werbetreibenden Unternehmen aus Deutschland die WM werblich nutzen. Die WM ist das Ereignis schlechthin, daher sind Sensibilität und Aufmerksamkeit beim Thema Fußball um ein Vielfaches höher als sonst. Also, so die Philosophie der Werbenden, sollte man sein Produkt damit in Verbindung bringen. Vorsichtigen Schätzungen zufolge werden während der WM rund 5000 Werbebotschaften pro Tag auf die Kunden einprasseln, die alle irgendwie mit dem Großereignis zu tun haben wollen. Der Fachmann spricht da vom Over-

kill. Davonlaufen geht nicht, also wird der Konsument irgendwann alles ignorieren, was sich nicht von der Fußballmasse abhebt. Nicht nur Michael Trautmann von der Werbeagentur Kempertrautmann warnt vor der „größten Werbepete, die es jemals in unserem Land gab.“

Eckhart Müller vom Fachblatt *Kressreport* ergänzt: „Erfolg werden nur die Firmen haben, die intelligent und kreativ mit der WM umgehen“. Der *Kressreport* veranstaltet sogar Seminare, auf denen Werber diskutieren, wie eine gute WM-Werbung aussehen muss und wie man rechtliche Hürden umschiffet. Denn um ihre eigenen Kampagnen exklusiv zu halten, haben die offiziellen Sponsoren viel Geld an die Fifa gezahlt, jeder der 15 Hauptsponsoren allein rund 45 Millionen Euro. Nur sie dürfen zum Beispiel mit dem offiziellen WM-Logo werben. Auch Begriffe wie „Fußball-Weltmeisterschaft“ oder „WM2006“ sind für andere verboten. Aber im Weltmeisterschaftsjahr verbinden wir jeden Fußball, jedes Trikot und jede Eckfahne automatisch mit der WM. Daher haben auch wilde Werber gute Chancen auf die von den Unternehmen erhoffte Aufmerksamkeit.

Schon jetzt kann man auf so genannte Guerilla-Marketingkampagnen von Nichtsponsoren gespannt sein. WM-Sponsor Emirates Airline beispielsweise muss hilflos zuschauen, wie Nichtsponsor Lufthansa mit auf die Flugzeugnasen gemalten Fußbällen durch WM-Deutschland fliegt. Den „Turnierburger“ wird der offizielle WM-Sponsor McDonald's seinem Konkurrenten Burger King kaum verbieten können und auch die Mediamarkt-Werbung „Wir holen den Titel“ ist rechtlich unangreifbar. Wortspiele werden im Sommer Hochkonjunktur haben, ein Schokoriegelhersteller ruft den „Wettmeister“ aus, ein Getränkefabrikant wird den Geschmack „Waldmeister“ anbieten. „Eine witzige Werbung bringt im Zweifel mehr, als sich ‚Hauptsponsor der WM‘ aufs Plakat zu pinseln“, meint Müller. Im Notfall greift man eben zu Fußballvokabeln, preist „Steilpässe in die Zukunft“ an, wie das Stadtmarketing von Köln. Hauptsache Fußball, oder?

„Nein, genau da liegt die Gefahr. Viele Unternehmen werden ihr Budget sinnlos mit unkreativen und vor allem unwirksamen Aktionen vergeuden“, meint Müller. Firmen sollten es sich also genau überlegen, ob sie sich wirklich in die Reihe der WM-Werbenden einreihen wollen. Trotz der Weltmeisterschaft, meint Lothar S. Leonhard von der Werbeagentur Ogilvy & Mather, sollten die beworbenen Marken schon einen halbwegs schlüssigen Bezug zu den Themenfeldern Männer, Sport oder, idealerweise, sogar Fußball haben. Leonhard beruhigt vor allem Inhaber fußballfremder Marken: „Es wird keiner untergehen, der nicht mit dem WM-Zug mitfährt.“

RELIGION

UND

RAUSCH

Die Macht des Fußballs beruht auf Religion und Emotion, Patriotismus und Konsumismus, sagt der Berliner Soziologe und Sportphilosoph Prof. Dr. Gunter Gebauer.

Interview: Jakob Schrenk

Kennen Sie den Werbespot der T-Com?

Den finde ich furchtbar.

Dicke und dünne, alte und junge, hässliche und hübsche Deutsche ziehen da ein Nationaltrikot an und stellen sich an einer Linie auf, wie Soldaten: ein Land, geeint hinter dem Fußball.

Wir identifizieren uns nun mal besonders leicht mit der Nationalmannschaft. Die Spieler heißen genauso wie wir: Frings, Schneider, Mertesacker. Sie sehen auch aus wie wir, bewegen sich genauso ungelenk – das sind einfach „unsere Leute“. So ein Gefühl lässt sich natürlich leicht für bestimmte Formen von Patriotismus und Nationalismus missbrauchen.

In der T-Com-Werbung schauen alle andächtig zum Himmel – wie Gläubige, die auf die Erlösung warten.

Fußball ist religiös! Fans beten vor dem Fernseher, damit der Elfer reingeht, sie hoffen auf ein „erlösendes“ Tor, das oft von einem „auserwählten“ Anführer erzielt wird. Unsere Stadien sind wie Kathedralen, in denen eine besonders glaubensfeste Gemeinde durch Krach und Gesang ihre Macht demonstriert. Und gewinnt die eigene Mannschaft, liegen sich Wildfremde in den Armen – das ist ein geradezu transzendentes Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Damit kann man auch gut verdienen.

In gewisser Weise gehört das zusammen. Eine Fußball-Weltmeisterschaft ist ein Spektakel der Gefühle, unglaublich intensiv, und daher besonders gut geeignet zum Geldverdienen, beispielsweise durch Werbung. Dadurch wird Fußball dann noch präsenter, noch sichtbarer. Das ist ein Prozess, der sich selbst verstärkt.

Wir sind also wie Abhängige im Vollrausch. Wann müssen wir dann mit dem Kater rechnen?

Vielleicht nie. Seit Jahren wird in Deutschland orakelt, dass die Leute bald von Fußball genug haben – aber die Begeisterung wächst jedes Jahr, obwohl die Bundesligateams und die Nationalmannschaft so schlecht spielen. Rational kann man das nicht erklären, Fußball scheint eine besondere Droge zu sein.

Internationale Härte

Fußball ist ja nur ein Sport? Von wegen.

Text: Michael Brake, Daniel Erk

Der Fußballkrieg

Die innenpolitische Situation in Honduras und El Salvador war angespannt, als die Nachbarländer im Sommer 1969 in der WM-Qualifikation aufeinander trafen. El Salvador versuchte auf Kosten von Honduras eine Wirtschaftskrise zu vermeiden, Honduras plante, salvadorianische Siedler zu vertreiben. Schon beim Hinspiel hatte es Unruhen gegeben, nach dem Entscheidungsspiel eskalierte die Situation vollends: Nachdem in der Verlängerung das 3:2 für El Salvador gefallen war, kam es in Honduras zu Ausschreitungen mit Todesopfern, die sich mit den Unruhen um die Vertreibung der salvadorianischen Siedler mischten. Die Regierung von El Salvador schickte daraufhin am 14. Juli 1969 Truppen ins Nachbarland, der so genannte Fußballkrieg begann. Innerhalb von vier Tagen wurden 6000 Menschen verletzt, 3000 Menschen getötet. Dann endeten die Kämpfe auf Druck der Organisation Amerikanischer Staaten. El Salvador qualifizierte sich für die WM 1970.

Die Welt zu Gast bei Diktatoren

Argentinien, WM-Gastgeber von 1978, war in den Jahren vor der WM von schweren wirtschaftlichen und politischen Krisen erschüttert worden, in deren Wirren 1976 eine rechtskonservative Militärdiktatur unter Jorge Rafael Videla die Macht übernommen hatte – was die Fifa nicht daran hinderte, am Austragungsort festzuhalten. Und das, obwohl die Militärjunta viele hundert Regimegegner hatte ermorden lassen und tausende Menschen ohne Prozess verhaftet wurden oder spurlos verschwanden. Schließlich ging der Stadionbau gut voran und die Sicherheit der WM schien gewährleistet. Immerhin: Einige Spieler und der Trainer der argentinischen Mannschaft, César Luis Menotti, verweigerten „ihrem Präsidenten“ nach dem WM-Sieg den Handschlag. Sie hätten für das argentinische Volk gespielt und gewonnen – nicht für die Militärjunta.

Großdeutsch raus

Es war die größte Zeit des österreichischen Fußballs: In den dreißiger Jahren begeisterte die Nationalmannschaft mit ihrem technisch versierten Kurzpassspiel, die Finalteilnahme bei den Olympischen Spielen 1936 machte berechtigte Hoffnung auf ein gutes Abschneiden bei der WM 1938 in Frankreich. Doch mit dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich am 12. März 1938 zerplatzte dieser Traum, die Österreicher wurden mit der deutschen Auswahl zwangsvereinigt. Diese war zwar amtierender WM-Dritter, doch pflegte sie einen gänzlich anderen, wesentlich kampfbetonteren Stil. Bei der WM musste Reichstrainer Sepp Herberger auf politischen Druck

Spieler beider Mannschaften im Verhältnis 6:5 aufstellen, ohne dass diese sich aufeinander hatten einspielen können. Gleich in der ersten Runde scheiterte die favorisierte großdeutsche Mannschaft an der Schweiz.

Eine Niederlage als Sieg

2001 erreichte der Konflikt um Tibets Unabhängigkeit von China Kopenhagen. Ein dänisch-tibetanischer Freundschaftsverein hatte die in indischen und nepalesischen Flüchtlingslagern gebildete Nationalmannschaft Tibets zu einem Freundschaftsspiel gegen das zu Dänemark gehörende, aber teilautonome Grönland eingeladen. Die chinesische Regierung protestierte erfolglos. Das Spiel fand statt, in der 13. Minute ging Tibet sogar in Führung. Grönlands Politiker hatten indes ganz andere Sorgen: Sie fürchteten, China könnte so verärgert sein, dass es den für Grönlands Wirtschaft wichtigen Krabbenhandel boykottieren würde. Am Ende gewann Grönland 4:1. Der Handel mit den Krabben ging unbeeinträchtigt weiter.

Ländersache

Bei Fußball-Länderspielen spielen Länder gegeneinander, so einfach ist das. Was aber ist mit den Ländern, die es auf der politischen Weltkarte nicht gibt, mit Autonomieregionen, mit Völkern, die keinen eigenen Staat haben und folglich auch von der Fifa nicht anerkannt werden? Diesen Mannschaften wollen die belgischen Erfinder des alternativen „Viva World Cup“ eine Plattform geben. Lappland soll gegen Tschetschenien spielen können, der Kosovo gegen Nordzypern, Kurdistan gegen das Baskenland und die Shetlandinseln gegen den Vatikan – auch mit dem Ziel, dem Wunsch einiger dieser Verbände Nachdruck zu verleihen, Mitglied in der Fifa zu werden. Eine Ausnahme unter den Ausnahmen ist Monaco: Das Fürstentum ist ein anerkannter Staat, verzichtet aber auf einen eigenen Fußballverband und eine eigene Nationalmannschaft, damit der Fußballverein AS Monaco in der französischen Liga spielen darf.

Staatsräson

Arthur Friedenreich, 1892 geborener Sohn eines deutschen Ingenieurs und einer schwarzen Wäscherin, schoss während seiner Laufbahn über 1300 Tore. Bei der Copa América 1921 in Brasilien selbst durfte er dennoch nicht auflaufen: Staatspräsident Epitácio Pessoa untersagte Farbigen die Turnierteilnahme, Brasilien wurde auch deshalb lediglich Zweiter. Die allgemeine Verärgerung darüber war so groß, dass Pessoa den Beschluss widerrufen musste: Friedenreich und andere dunkelhäutige Spieler durften – wieder – für Brasilien auflau-



fen. Allerdings nicht ohne Einschränkungen: Vor jedem Spiel mussten sie die krausen Haare glätten und ihre Haut mit Reismehl einreiben.

Wo liegt Israel?

Als Israel bei der WM-Qualifikation erstmals 1958 auf Ägypten, den Sudan und Indonesien treffen sollte, zogen die muslimischen Länder ihre Teilnahme zurück: Unter keinen Umständen wollten sie in Israel auflaufen, fast hätte Israel sich dadurch für die WM qualifiziert. 1974 hatten sich die Verhältnisse verschoben, nun musste Israel in Folge der wachsenden Bedeutung der arabischen Mitglieder aus dem asiatischen Fußballverband austreten. Eine kleine Odyssee begann: 1978 spielte Israel in der Ostasien-Gruppe, 1982 in einer der Europa-Gruppen und 1986 in der Ozeanien-Gruppe um einen WM-Platz. Seit Beginn der neunziger Jahre haben die Israelis nun endgültig in Europa ihre fußballerische Heimat gefunden. 1994 wurden sie UEFA-Mitglied und spielen seitdem auch in der Qualifikation zur Europameisterschaft mit.

Wir gegen uns

Die Vorrundenpartie der Nationalmannschaften von BRD und DDR bei der WM 1974 war die erste Begegnung der beiden deutschen Staaten auf dem Fußballfeld: Freundschaftsspiele zwischen Ost- und Westmannschaften waren nicht üblich, bei Pflichtspielen waren die deutschen Staaten nie zueinander gelost worden. In der westdeutschen Mannschaft spielten Beckenbauer, Netzer und Gerd Müller, die BRD war amtierender Europameister, die DDR nahm zum ersten Mal überhaupt an einer WM teil. Entsprechend siegesgewiss titelte *Bild*: „Warum wir heute gewinnen.“ Doch die DDR konnte das Spiel lange offen halten und gewann schließlich durch das Tor von Jürgen Sparwasser. Erst als im Februar 1990 die Qualifikationsgruppen für die EM 1992 ausgelost wurden, landeten BRD und DDR dann doch noch mal in einer Gruppe, während der Prozess der Wiedervereinigung bereits voranschritt. Nun titelte *Bild*: „Wir gegen uns – So ein Quatsch!“ Die DDR spielte schließlich nicht mit, die deutsche Mannschaft zog ins EM-Finale ein, mit zehn westdeutschen Spielern und dem Ostdeutschen Matthias Sammer.

Siegesgarant

Volle Offensive oder erst mal abtasten – Hauptsache richtig. Das Gewinnspiel.

Kevin Keegans Spitzname ist:

- p) Dangerous Duck
- q) Carving Cat
- r) Fighting Frog
- s) Mighty Mouse

Welcher Verein war schon 100 Saisons lang in der obersten englischen Spielklasse?

- a) FC Liverpool
- b) Manchester United
- c) FC Everton
- d) Sheffield United

Welcher Weltklasse-Fußballtorhüter wurde in seinem Land auch Landesmeister als Eishockeytorwart?

- f) Gordon Banks, England
- g) Dino Zoff, Italien
- h) Lev Jashin, Sowjetunion
- i) Peter Schmeichel, Dänemark

Der Linienrichter Rafael Guerrero Alonso ist in Spanien eine Berühmtheit. Warum?

- v) Er rettete 2004 einem Fußballspieler, der bei einem Spiel mit einem Herzinfarkt auf dem Platz zusammenbrach, das Leben. Alonso ist Arzt von Beruf.
- w) Er ist berüchtigt für seine Fehlentscheidungen. Bei einem Spiel kam es 1996 zu folgender Szene, aufgenommen von TV-Mikrofonen: Der Schiedsrichter holt sich einen Rat bei Alonso. Schiedsrichter: „Was war los?“ Guerrero Alonso: „Die



Gerade ist Brasilien zum fünften Mal Weltmeister geworden – ein Pärchen feiert den Finalsieg über Deutschland 2002.

- Nummer sechs war's. Empfehle Elfmeter und Platzverweis.“ Schiedsrichter: „Rafa, erzähl bloß keinen Mist. Ich scheiße auf meine Mutter, wenn das nicht stimmt.“ Der Schiedsrichter stellte die Nummer sechs vom Platz. Täter war die Nummer drei. Guerrero Alonso soll auch bei der WM 2006 zum Einsatz kommen.
- x) Guerrero Alonso war vor seiner Zeit als Linienrichter spanischer Nationalspieler, berühmt für seine Fähigkeit, stets am Rande des Abseits zu wandeln. Als Linienrichter entscheidet er jetzt im Zweifel stets für den Abwehrspieler.
- z) Er ist der Vater von Formel-1-Weltmeister Fernando Alonso.

Notiere die vier Buchstaben der richtigen Antworten. Vier weitere Fragen gibt es in Teil zwei des Rätsels unter www.fluter.de. Dort erfährst du auch, was es zu gewinnen gibt.

Das gesuchte, acht Buchstaben lange Lösungswort finden manche clever, andere unsportlich.

Schicke die Lösung bis zum 30. April 2006 an:

gewinnen@fluter.de oder an:

Redaktion und Alltag
Stichwort: fluter-Rätsel

Pasteurstraße 8 / 10407 Berlin

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

fluter.de baut um

Im Mai bekommt fluter.de ein neues Gesicht: mit täglich neuen Beiträgen aus der fluter.de-Redaktion und neuen Community-Tools.

Weiterhin gibt's: monatliche Themenschwerpunkte, aktuelle Buch- und Filmbesprechungen, Hintergründe und Diskussionen.

Im April dreht sich auch auf fluter.de alles um den Weltsport Fußball: mit Berichten von Fußballforschern, einer Reportage über Argentiniens bekannteste Straßenkicker und einem Porträt eines Nachwuchs-Schiedsrichters. Dazu Fußball zum Gucken mit „Kick it like Beckham“, zum Lesen mit Nick Hornbys „Fever Pitch“ und ein Potpourri der schönsten Fangesänge zum Anhören.



fluter leuchtet ein.

bpb / WM-Spielplan

bpb.de – WM Spezial

Tippspiel, Länderpuzzle, Politik- und Fußballquiz, Fußballgeschichte, Fankultur und vieles mehr. Unter www.bpb.de/themen

Bin ich Deutschland?

Jubeln für Deutschland! Jubeln für Brasilien? Das Befragungsprojekt „Forschen mit GrafStat“ beschäftigt sich mit dem Nationalgefühl. Dazu: Mach selbst Umfragen an deiner Schule oder in deinem Ort. Mehr unter: www.bpb.de/grafstat

Fanshop der Globalisierung – Wanderausstellung

In einem Seecontainer präsentiert die bpb das Wirtschaftsphänomen Fußball unter den Aspekten „Wertschöpfung“, „Vernetzung“, „Migration“, „Kulturelles Image“, „Social Divide“. In Dortmund, Frankfurt, Stuttgart, München, Leipzig, Hannover, Hamburg, Berlin. Mehr unter: www.bpb.de/themen

Trainingslager

17 Filmszenen auf CD-ROM: zwei Spielrunden zu den Themen „Einstellung“ und „Sprachliches Handeln“ aus unterschiedlichen Perspektiven zum Mitspielen und Bessermachen. www.bpb.de/publikationen

